
DIE TROTZIGEN
MÜHEN
UM DIE FREIHEIT:
NICARAGUAS
BAUERN KÄMPFEN
UM IHR LAND
GÜNTHER WEBER



DIE
WEISSE REIHE

Edition
Nahua

Die trotzigen Mühen um die Freiheit

Günther Weber



Die trotzigen Mühen
um die Freiheit

Nicaraguas Bauern
kämpfen um ihr Land



Berichte aus dem Tal von Pantasma



Herausgegeben vom Informationsbüro Nicaragua e.V.

Edition Nahua

Fotonachweis: Seite 4, 9, 14, 18, 20, 25, 29, 37, 49, 50, 52, 55, 77, 86, 90, 96, 99 und 104 – Uli Reinhardt/Zeitenpiegel; Seite 11, 67, 70 und 81 – Informationsbüro Nicaragua e.V.; Seite 23 – Hans-Jürgen Lindemann; Seite 73 – Theo Völkl. Die Karte überarbeitete Wolf Nebe. Umschlagfoto: Cordelia Dilg.

© Copyright 1986 by Edition Nahua,
Veröffentlichungen zu Mittelamerika GmbH

1. Auflage 1986
Edition Nahua
Veröffentlichungen zu Mittelamerika GmbH
Postfach 10 13 20
5600 Wuppertal 1
Alle Rechte vorbehalten

Gesamtherstellung: Plambeck & Co Druck und Verlag GmbH, 4040 Neuss, 1986

CIP-Kurztitelaufnahme der Deutschen Bibliothek:

Weber, Günther:

Die trotzigen Mühen um die Freiheit: Nicaraguas
Bauern kämpfen um ihr Land: Berichte aus d.
Tal von Pantasma / Günther Weber. Hrsg. vom
Informationsbüro Nicaragua e.V. – 1. Aufl. –
Wuppertal: Edition Nahua, 1986.
(Die weisse Reihe)
ISBN 3-923329-21-0

Die Edition Nahua verlegt und vertreibt Materialien zu Mittelamerika. Alleini-
ger Anteilseigner ist das Informationsbüro Nicaragua e.V., Wuppertal. Bitte for-
dern Sie unser Gesamtverzeichnis an.

Inhalt

<i>Vorwort</i>	VII
<i>1982 – Ein Tal irgendwo im Norden Nicaraguas...</i>	1
Erste Berichte über die Agrarreform	2
Zum ersten Mal in Pantasma	3
Die Arbeit von PROCAMPO	6
Auf einer Kooperativenversammlung	8
Victor	12
Versorgungsprobleme	13
Verschiedene Kooperativen	15
Auf »Castilblanco«	17
Atanasio	19
Die Geschichte der Kooperative	21
Ein Tag als Viehtreiber	22
Carlitos, Clara, Chente, Francisco	24
Feldarbeit	27
Doña Maura	28
Arbeitsplanung	31
<i>1984 – ... im Kreuzfeuer der Konterrevolution</i>	35
Rückkehr nach Pantasma	36
»Hier starb Salvador«	40
Der Mord an den Lehrern	42
»Castilblanco« verteidigt sich	44
Contra-Brutalität	46
Bei den Überlebenden	51
Alarm	54

Von der <i>Contra</i> verschleppt	57
Arbeit im Gesundheitswesen	58
... und in der Erwachsenenbildung	59
 <i>1985 – Wiederaufbau im Tal von Pantasma</i>	 63
Neue Wirtschaftsmaßnahmen	64
Das große Umsiedlungsprojekt	65
Ein Gespräch mit Edgar Herrera	68
Pablo	71
Loma Alta	75
Die Straßen sind noch unsicher	79
Las Praderas	80
In ständiger Verteidigungsbereitschaft	82
Die Siedlung für die Flüchtlinge	83
Der Mais wird ausgesät	85
Nachtwache	88
Martha	89
Das Entwässerungssystem	92
»Wo es kein sauberes Wasser gibt, gibt es keine gesunden Kinder«	94
Besuch in der Schule	98
 Freude in Las Praderas	 101
 Tanz der <i>Piñata</i>	 102
 <i>Nachwort</i>	 107
 <i>Projekte im Tal von Pantasma</i>	 110
 <i>Verwendete Abkürzungen</i>	 115
 <i>Weiterführende Informationen</i>	 116
 <i>Adressen</i>	 118

Vorwort

Das Tal von Pantasma liegt im Norden Nicaraguas, etwa 70 km von der honduranischen Grenze entfernt. Dort leben, auf einer Fläche von 400 km², etwa 20.000 Menschen, weit verstreut in 32 Gemeinden und in Einzelansiedlungen. Es gehört zur *Región VI*, einer der Bergregionen des Landes, und man erreicht es von Matagalpa im Süden kommend über die Provinzhauptstadt Jinotega, von der es noch einmal 50 km entfernt ist.

Die Straße nach Wiwilí und der *Río Pantasma* durchschneiden die Zone von Nord nach Süd und bilden Bevölkerungsachse, Lebensquelle und Transportweg zugleich.

Drei größere Erhebungen befinden sich an den Rändern des Tals: der *Cerro El Guapinol* (1.100 m), *El Ventarrón* (1.072 m) und die *Sierra Los Cedros* (1.050 m).

Es ist ein fruchtbares Gebiet, in dem fast ausschließlich Bauern leben, die Grundnahrungsmittel wie Mais und Bohnen (je 750 ha) und Reis (75 ha), aber auch Kaffee (750 ha) und, in geringem Maß, Tabak anbauen sowie Viehzucht betreiben.

Das Klima liegt bei gemäßigten Temperaturen zwischen 20° und 25° C und häufigen Niederschlägen.

☆ ☆ ☆

Warum wir dieses Büchlein herausgeben, hat im wesentlichen zwei Gründe.

Ein naheliegender ist der, daß spätestens seit den Ereignissen des November 1983 das Tal von Pantasma für uns eine zentrale Bedeutung gewonnen hat. Seit diesem Zeitpunkt sammelt das Informationsbüro Nicaragua nach einem Aufruf des »Nationalen Notstandskomitees« Nicaraguas für den Wiederaufbau Pantasmas; seit Anfang 1984 arbeiten dort auch ständig bundesdeutsche Brigaden unter dem Motto »Wir bauen wieder auf, was die *Contra* zerstört!« Und seit dem Bundestreffen der

Solidaritätskomitees im Juni 1984 in Darmstadt ist Pantasma hauptsächlich Unterstützungsprojekt der unabhängigen bundesdeutschen Solidaritätsbewegung zu Nicaragua. Dies begründet für sich schon die Bedeutung einer begleitenden Öffentlichkeitsarbeit.

Über dieses spezielle Anliegen hinausgehend soll diese Veröffentlichung jedoch ein zweites leisten: Sie soll vermitteln, was Revolution auf dem flachen Lande bedeutet. Und hier steht Pantasma symbolisch bzw. exemplarisch für die am meisten zurückgebliebenen Regionen Nicaraguas.

Es wird sehr viel zu Nicaragua geschrieben und analysiert: ob die sandinistische Regierung marxistisch-leninistisch ist oder nicht, ob sie wirklich blockfrei ist oder von der Sowjetunion abhängt, ob sie die Miskito-Indianer unterdrückt, Religionsfreiheit zuläßt, ob es wirklich freie Wahlen gab usw.

Wer jedoch die Einschätzung teilt, daß die zentrale Frage der sandinistischen Revolution die Änderung der sozialen Verhältnisse auf dem Land ist, wer ferner die Fortschritte und Schwierigkeiten einer Revolution nicht (nur) an den Erklärungen ihrer Führer oder der Kritik der sogenannten öffentlichen Meinung im Ausland mißt, für den sind die kleinen, manchmal kaum wahrnehmbaren Schritte – weitab von den städtischen Zentren – ein Pulsmesser für den Fortschritt; er sucht die Bauern auf, die jetzt langsam begreifen, daß Revolution nicht nur ein Wort ist, ja er läßt sie selbst zu Wort kommen.

Und dies passiert auf den folgenden Seiten. Wer will, findet in der kleinen Welt von Pantasma auch die großen Schlagworte wieder, die sonst immer »unsere« öffentliche Meinung zu Nicaragua gebraucht: Wahlen, Militär, Krieg, *Contra*, Wohnungsbau, Zwangsumsiedlung, Enteignung, Ernährung, Schulbildung u. a. m.

Denn in Pantasma wird Land verteilt, es werden Kooperativen gegründet, ein Vorstand gewählt, Häuser gebaut, Konflikte zwischen Bauern und Staatsorganen ausgetragen und neue Formen der Partizipation geübt. Zweifel entstehen wegen der hohen Kriegskosten, wegen Verfehlungen sandinistischer Kader, wegen den Versprechungen der *Contra*.

Die Tagebuchnotizen sind subjektiv, sie sind in der Form des lyrischen Ichs geschrieben, jedoch zusammengetragen wie ein Mosaik aus den Erlebnissen, Erfahrungen, Interviews und Briefen vieler ungenannter Menschen zu einer Einheit gefügt. Vielleicht werden sie eines Tages fortgeschrieben.

Informationsbüro Nicaragua e.V.
Wuppertal

1982

Ein Tal irgendwo im Norden Nicaraguas...



»...Das Gesetz über die Agrarreform ist gerade erst 6 Monate alt. Auf seiner Grundlage sollen hier in der Nähe die ersten Kooperativen von Kleinbauern entstanden sein...«

So beginnt die Aufzeichnung meines ersten Besuchs im Tal von Pantasma. Als ich diesen Satz schrieb, in den ersten Tagen des Jahres 1982, war der Name »Pantasma« auch in Nicaragua noch weitgehend unbekannt. Welche Bedeutung dieser Name für mich und die Menschen, die ich dort kennenlernen sollte, noch bekommen würde, ahnte damals niemand. Ich war für einige Wochen nach Nicaragua gekommen mit dem Ziel, möglichst viel über die Wirklichkeit des Landes in Erfahrung zu bringen und diese Erfahrungen für die Solidaritätsarbeit zu Hause zu nutzen. Pantasma war dabei eine Station unter vielen.



Erste Berichte über die Agrarreform

Jinotega, 7. 1. 82

Heute möchte ich mich nach einem Projekt erkundigen, das in der nicaraguanischen Öffentlichkeit sehr kontrovers diskutiert wird: das »Gesetz über die Agrarreform«. Es ist gerade erst 6 Monate alt. Auf seiner Grundlage sollen hier in der Nähe die ersten Kooperativen von Kleinbauern entstanden sein. Nach langem Suchen finde ich schließlich die zuständige Stelle: das Büro von PROCAMPO.

Ich erkläre dem Verantwortlichen meinen Wunsch. Er: Ja, die Agrarreform sei im Moment ihre Hauptaufgabe. Am weitesten sei sie in der Region »Valle de Pantasma« fortgeschritten. Dieses Tal habe man zu einem der vorrangigen Gebiete der Agrarreform erklärt, in denen das Gesetz durch besondere Förderung schnell einen tiefgreifenden Prozeß der Veränderungen einleiten soll.

Warum gerade Pantasma?

Zum einen sei dieses Tal eine der ganz extrem vernachlässigten Ecken Nicaraguas, Lebensbedingungen und Versorgung der Bevölkerung blieben weit hinter dem Landesdurchschnitt zurück. Zum andern fänden sich in Pantasma äußerst günstige Voraussetzungen für die Landwirtschaft, auf die das Land gar nicht verzichten könne. Eher am Rand klingt an, daß die Revolution im Tal von Pantasma auch politisch Boden gutzumachen hat: Aufgrund der besonderen Armut habe die Nationalgarde unter Somoza früher dort häufig Jugendliche als Soldaten rekrutiert. Viele dieser ehemaligen Somoza-Soldaten halten sich heute im Nachbarland Honduras auf und haben noch Verbindung zu ihren Familien oder finden gar Unterstützung, wenn sie zu Überfällen nach Nicaragua eindringen.

Mein Gesprächspartner bedauert, mir heute keine Mitfahrgelegenheit nach Pantasma anbieten zu können, es soll aber am Markt öffentliche *camionetas* (Kleinlastwagen) geben, die dorthin fahren.

Wir unterhalten uns über seine Arbeit. Eine wichtige Sache scheinen Versuchsfelder zu sein, auf denen PROCAMPO zusammen mit den *campesinos* neue Produkte und Anbauweisen erprobt. »Wenn wir den Bauern einen Verbesserungsvorschlag machen, so nützt unser theoretisches

Wissen gar nichts«, erklärt er mir. »Wir müssen einige dafür gewinnen, sich mit uns auf einen praktischen Versuch einzulassen. Und dann wird es spannend. Über die Erfahrungen, die sie mit diesem Versuchsfeld machen, wird natürlich bei den Kooperativenversammlungen gesprochen, die alle zwei Wochen stattfinden. Und wenn diese Erfahrungen beweisen, daß unser Vorschlag etwas taugt, wird er auch bereitwillig von den anderen angenommen. Aber unsere Vorschläge taugen nicht immer etwas. Wir Experten haben aus den bisherigen Versuchen mindestens genausoviel gelernt wie die Bauern.«

Ich erfahre, daß die »neuen Produkte« oft gar nicht so neu sind. Noch vor zwanzig Jahren habe die Region Jinotega fast den ganzen Norden des Landes mit Kartoffeln und Weizen versorgt. Der Kartoffelanbau sei stark zurückgegangen, Weizen sei durch billige Importe praktisch ganz verdrängt worden. »Wenn wir nur Saatgut bekommen könnten, würden wir den Weizenanbau sofort wieder einführen. Dafür spricht nicht nur, daß es geeignete Böden gibt, sondern auch, daß viele der älteren *campesinos* sich noch auf den Weizenanbau verstehen und daß es sogar noch Mühlen gibt, die man instand setzen könnte.«

Zum ersten Mal in Pantasma

Mittags gehe ich auf dem Markt essen.

Dort steht eine *camioneta*, die nach Pantasma fährt. Ich steige ein, ohne viel zu überlegen. Unterwegs ein langgezogener Stausee, Überquerung eines Bergrückens, traumhaft schöne Landschaft, aber mir wird allmählich klar, daß eine Fahrt von 50 km im Norden von Nicaragua kein Ausflug ist, den man »mal eben« am Nachmittag machen kann. Natürlich habe ich weder Schlafsack noch sonst etwas dabei.

Dann endlich das Dorf Pantasma, auf dem Boden eines weiten Tales gelegen. Über mehrere Kilometer verstreut stehen die Häuser entlang der Straße. Ich erkenne im Vorbeifahren das Schild von PROCAMPO an einem der Häuser, fahre jedoch mit bis zum nördlichen Ende des Dorfes (El Malecón), wo der Fahrer und sein Gehilfe in einem kleinen Laden zu Mittag essen. Ich setze mich dazu. Als ich im Verlauf unseres Gesprächs erwähne, daß ich hergekommen sei, um zu sehen, wie die Agrarreform funktioniert, scheinen sie kaum zu verstehen, was ich meine. Einer der umstehenden *campesinos* erklärt schließlich zögernd, ja, da gäbe es eine Kooperative, die sei aber weiter hinten im Tal. Langsam entsteht unter den Anwesenden darüber ein Gespräch. Viele haben gehört, daß man vom Staat Land bekommen könne, aber niemand weiß etwas



Unterwegs ein langgezogener Stausee, Überquerung eines Bergrückens, traumhaft schöne Landschaft...

Genaues. Schließlich einigen sie sich darauf, daß ich bei PROCAMPO nachfragen soll, wo sie alle ihr Saatgut kaufen und ab und zu mal eine Motorsäge ausleihen – die würden schließlich von der Regierung bezahlt, die müßten da Bescheid wissen.

Ich gehe also fünf Kilometer bis zum Büro von PROCAMPO zu Fuß zurück. Das Haus ist abgeschlossen, die »*técnicos*« sollen mit dem Auto »*en el campo*« (auf dem Feld) sein. Inzwischen bin ich jedoch durch weitere Gespräche am Straßenrand so neugierig geworden, daß ich nicht mit der letzten *camioneta* nach Jinotega zurückfahre, sondern mich auf ein paar Tage Aufenthalt in diesem Tal einrichte. Ich will wissen, was es mit dieser Agrarreform auf sich hat. Kurz vor Einbruch der Dämmerung kommen die *técnicos* zurück, fünf junge Männer, offensichtlich städtischer Herkunft. Ich erkläre, was ich will. Sie scheinen vor allem stolz zu sein, daß da jemand aus dem Ausland aufgetaucht ist, der sich für ihre Arbeit interessiert. Nur der *responsable* (Verantwortliche), Salvador heißt er, bleibt etwas zurückhaltend, fragt auch, ob ich ein Begleitschreiben hätte oder etwas Ähnliches, was ich verneine. Schließlich stellt er seine Bedenken schulterzuckend zurück und sagt, es sei Zeit zum Abendessen, und ich könne natürlich bei ihnen übernachten. In einem Nachbarhaus hat eine Frau schon Reis, Bohnen und Salat bereitgestellt. Wir unterhalten uns noch eine Weile und gehen früh schlafen.

Die Arbeit von PROCAMPO

Pantasma, 8. 1. 82

Für die Kooperativenversammlung, zu der mich Salvador und seine Kollegen heute mitnehmen wollen, war es noch zu früh, und so mußte ich zum hundertsten Mal erzählen, daß jetzt in Deutschland Schnee liegt, daß der aussieht wie eine dicke Schicht Baumwolle auf der Erde, den Bäumen, den Häusern.

Sie erzählen, wie die Arbeit vor einem Jahr hier anfang. Zunächst nur mit dem Angebot von technischer Beratung, Hilfe bei Kreditbeschaffung, Düngerkauf etc. für alle Grundbesitzer, große wie kleine, sofern sie nur produzieren wollten. Natürlich positive Reaktionen auf allen Seiten, Probleme mit einigen *patrones* (Großgrundbesitzern), die zwar die größten Kredite einstrichen, die Produktion aber drosselten und ihre Pflanzungen bewußt verkommen ließen. Wenn man nachfragte, war das Geld einfach »weg«. Dann im Juli das Gesetz über die Agrarreform, das ihnen die Möglichkeit gab, solchen Leuten auf die Finger zu klopfen, notfalls zu enteignen. Die Mühe, die sie haben, die ersten Kooperativen in Gang zu bringen. Fünf Kooperativen gäbe es jetzt im Tal, vier davon seien reine »CCS«, Kredit- und Dienstleistungsgenossenschaften, deren Mitglieder ihre kleinen Parzellen Land strikt individuell bearbeiteten. Die meisten *campesinos* könnten sich nicht einmal vorstellen, ein Feld gemeinsam mit ihrem Nachbarn zu bestellen, geschweige denn in einer Kooperativen mit 20 bis 30 Mitgliedern ein einziges großes Stück Land zu übernehmen.

Ich würde ja selbst noch erleben, wie schwierig das alles sei.

Die soziale Problematik in Pantasma

Infolge der stetigen Ausdehnung der Kaffeeplantagen in der Region Jinotega wurden die *campesinos* immer mehr nach Norden vertrieben. Deshalb besiedelten vor etwa 40 Jahren besitzlose Bauern das Tal von Pantasma. Als unter Somoza der Bau des Wasserkraftwerkes Apanás in Angriff genommen wurde, hatte auch dies eine starke Bauernwanderung zur Folge. Die Vertriebenen zogen

weiter nördlich (gegen die Grenze mit Honduras) auf der Suche nach neuem Ackerland. Ein Teil der *campesinos* hoffte im Pantasma-Tal einen neuen Lebensraum zu finden. Aber Grundstückskäufer eigneten sich die fruchtbaren Böden des Tales an und entrissen damit den Bauern das notwendige Ackerland. Andere ließen sich als Kaffeepflanzer in den umliegenden Bergen nieder. Sie lebten isoliert in ihren kleinen Familienbetrieben und, mangels technischer Mittel, produzierten Kaffee, Bohnen, Mais und Milch, gerade ausreichend für den Eigenbedarf.

Die meisten Eigentümer im Pantasma-Tal machten ihr Geld zuerst mit Ackerbau und Schweinezucht, später auch mit Rindern und Tabak. Die Taktik, mit der sie sich bereicherten, war die sogenannte »*mediería*«: Der Eigentümer des Landes läßt besitzlose Bauern Parzellen seines Grundstücks bebauen, und als Mietpreis muß ihm jeder die Hälfte des Ertrags abliefern. Im Pantasma-Tal ist diese Ausbeutung der landlosen *campesinos* weit verbreitet.

Die wohlhabenden Kaffeepflanzer nehmen besitzlose Bauern als Saison-Landarbeiter – oder als Aufseher ganzjährig – in ihre Dienste. Diese Lohnarbeiter sind in den meisten Fällen ihrem Patron hörig. Für Grundeigentümer, die dem revolutionären Prozeß ablehnend gegenüberstehen, ist es daher nicht schwierig, ihre Arbeiter negativ zu beeinflussen oder sogar zu überreden, sich den konterrevolutionären Reihen anzuschließen. Man darf also nicht den Schluß ziehen, daß die Lohnarbeiter (21 % aller Familien im Pantasma-Tal), weil sie ausgebeutet werden, in Opposition zu ihren Arbeitgebern stehen. Die Panik der reichen Kaffeepflanzer von Jinotega, ihre Pfründe durch Enteignung und progressive Steuern zu verlieren, wurde bewußt auf ihre Arbeiter übertragen (Angst, arbeitslos zu werden), um deren Loyalität zu den Großgrundbesitzern zu erpressen.

Obwohl das Agrarreformgesetz die *mediería* verbietet, wird diese Art der Pacht weiterhin betrieben. Weil es noch nicht gelungen ist, den *medieros* genügend Existenzsicherheit zu bieten, wird ein Auge zugedrückt. Obwohl die meisten *medieros*, genauso wie die unabhängigen Kleinbauern, von der Nationalen Entwicklungsbank Kredite erhielten, hat sich ihre Situation noch nicht wesentlich geändert, so daß die erst zögernde Haltung dieser Klasse zur Revolution nicht überraschen kann. Die Verstaatlichung einiger Großgrundbesitze und die darauffolgende Landverteilung im Zuge der Agrarreform erschreckten viele Kleinbauern und stießen auf Unverständnis. Die konterrevolutionäre Propaganda fällt auch hier (wie bei den Lohnarbeitern) auf fruchtbaren Boden: Mit Leichtig-

keit kann man die unerfahrenen kleinen Patrone glauben machen, daß auch sie enteignet würden. Die Kleinbauern wiederum säen dieselbe Ungewißheit unter den *medieros*-Pächtern, welche auf ihren Patron und seinen Boden angewiesen sind.

Die kleinen Kaffeepflanzer in den umliegenden Bergen konnten ihre Produktion in den letzten Jahren eindeutig steigern. Wegen der drastisch gefallen Weltmarktpreise für Kaffee haben sich ihre Einnahmen jedoch trotzdem stark vermindert. Aus dieser Notlage zieht die *Contra* ihren Nutzen, indem sie die Sandinisten für die ungerechten Preise verantwortlich macht.

Auch die Kleinbauern, *medieros* und Landarbeiter brauchen Zeit, um ihren Egoismus abzulegen und zu erkennen, daß sie nur zusammen, in Kooperativen, Hoffnung auf ein würdigeres Leben haben. Wenn die Erfolge der ersten Kooperierten offensichtlich sein werden, dürfte die Mitarbeit dieser *campesinos* als gesichert gelten. Deshalb wurden beim Überfall auf Pantasma gerade die Einrichtungen der ersten Kooperativen dem Erdboden gleichgemacht.

Auf einer Kooperativenversammlung

Und so fuhren wir zur Versammlung der Kooperative. Die Mitglieder waren um 11 Uhr zum »comando« eingeladen worden. Dort sind FSLN, Miliz, Kleinbauernverband, Frauenorganisation und eine Gesundheitsstation untergebracht. Früher soll es ein Sommerhaus eines Großgrundbesitzers gewesen sein, der das Land 1979 nach dem Triumph verließ.

Die *campesinos* treffen nach und nach ein. Einzeln oder in Gruppen kommen sie auf Maultieren oder mageren Pferden die Straße heruntergeritten, führen die Tiere erst noch an den nahen Fluß zur Tränke, binden sie dann in der Nähe an Bäumen fest und kommen zögernd, etwas schüchtern die eiserne Treppe zu der Veranda hochgestiegen, auf der die Versammlung stattfinden wird. Ihre zerfurchten, verbrannten Gesichter und die schwieligen Wurzelhände stehen in merkwürdigem Gegensatz zu den sauberen, bunten Sonntagshemden, die sie zur Feier des Tages tragen.

Die Versammlung beginnt mit der Nationalhymne, grausig schräg, aber voller Andacht gesungen, danach kurze Begrüßung durch die anwesenden Vertreter der *Frente Sandinista* (Sandinistische Befreiungsfront FSLN), des Kleinbauernverbandes UNAG und Salvador als Vertreter von PROCAMPO. Zunächst wird ermittelt, was jeder einzelne während der vergangenen Jahre gesät und geerntet hat, um daraus in



Die Campesinos treffen nach und nach ein. Einzeln oder in Gruppen kommen sie auf Maultieren oder mageren Pferden die Straße heruntergeritten...

etwa den Bedarf der Gruppe an Saatgut, Dünger usw. zu errechnen. Eine mühselige Prozedur, weil die Leute nicht gewohnt sind, sich in genauen Zahlen und Maßen auszudrücken. Nur drei von ihnen haben bisher Kaffee gepflanzt, jeder weniger als einen Hektar. Einige würden gerne damit anfangen, wenn sie dafür einen Kredit bekämen. Die Hauptsache machen hier aber die *granos básicos* aus, Mais, Reis, Bohnen und dazu etwas Viehzucht.

Danach liest der örtliche Vertreter des Kleinbauernverbandes UNAG die Statuten seines neugegründeten Verbandes vor. Er legt die Betonung darauf, daß es sich um einen vom Staat völlig unabhängigen Interessenverband der kleinen und mittleren Bauern und Viehzüchter handelt. Gerade deshalb sei es so wichtig, daß sich jeder in die Mitgliedsliste eintrage und auch immer pünktlich seine 5 *Cordoba* Mitgliedsbeitrag bezahle.

Sein Vortrag wird durch die Ankunft eines Militärlastwagens unterbrochen: Etwa 50 junge Leute, ein Drittel Frauen, alle uniformiert und bewaffnet, legen hier eine kurze Rast auf ihrem Weg zur Nordgrenze ein. Es sind Studenten aus Managua, die sich während der Semesterferien für ein Reserve-Bataillon gemeldet haben, das die regulären Grenztruppen für einige Zeit verstärken soll. Die geflohenen Somoza-Soldaten, »la Contra«, wie sie sie nennen, hätten in letzter Zeit von Honduras aus einige größere Überfälle unternommen, sie seien besser bewaffnet als früher und stellten eine ernste Bedrohung dar.

Als sie schließlich weiterfahren, kämpferisch mit den Gewehren winkend und Parolen brüllend, spüre ich die Angst, die hinter ihrer Ausgelassenheit steckt, und spüre, wie auch in mir Angst hochsteigt, Angst um das Leben dieser jungen *Nicas*, Angst um die Zukunft dieses Landes.

Die Versammlung geht weiter. Ein Angestellter der staatlichen Entwicklungsbank ist angekommen und sieht sich einer Unzahl von Fragen über Kredite und Finanzierung gegenüber.

Besonders in Erinnerung ist mir seine Auseinandersetzung mit einem *campesino* namens Don Eugenio. Der hatte gefragt, wie es mit einem Kredit über 5.000 *Cordoba* stehe. Er wolle ein größeres Stück Wald roden, um Kaffee zu pflanzen, und brauche dafür eine Motorsäge. Der Finanzexperte hatte ihm geantwortet, er solle doch am besten mal mit dem Vorstand und den anderen Mitgliedern darüber reden, ob für eine Säge allgemein Bedarf da sei, und wenn ja, dann sei es kein Problem, den Kredit aufzutreiben. Damit war Eugenio aber nicht zufrieden. Die Säge, so erklärte er, wolle er schon auf eigene Rechnung kaufen. Wer könne ihm denn garantieren, daß nicht ausgerechnet, wenn er sie brauche, ein anderer sie wolle, und überhaupt wisse doch jeder, daß die *compas* (Kurzform von *compañero*) nicht richtig darauf aufpaßten, wenn sie niemandem höre.



Etwa 50 junge Leute, alle uniformiert und bewaffnet, legen eine kurze Rast auf ihrem Weg zur Nordgrenze ein . . .

Am Nachmittag nahm ich an der Versammlung einer anderen Koope-
rative mit ganz ähnlicher Tagesordnung teil, und dabei kamen die »Pro-
bleme« des Zusammenarbeitens noch einmal mit aller Deutlichkeit zur
Sprache. Ein Vorstandsmitglied hatte nämlich vorgeschlagen, sie könn-
ten doch ein größeres Stück Land gemeinsam mit Mais bepflanzen, »nur
so zum Spaß«, wie er sagte; könnten sich die Arbeit und die Ernte teilen
und hinterher drüber reden, ob es so nicht leichter geht. Fast die gesam-
te Mitgliedschaft versuchte sofort leidenschaftlich, ihn von dieser
»Wahnidee« abzubringen. Das mit den Kollektiven hätte doch alles kei-
nen Wert, erklärten sie ihm, weil nicht jeder gleich viel arbeiten wolle,
und hinterher gäbe es Streit, die Menschen seien nun einmal so.

Salvador gab sich die größte Mühe, ihn zu unterstützen, erklärte ge-
duldig, wie man über die geleistete Arbeit Buch führen und die Ernte
dann entsprechend verteilen könne und daß auch seine Arbeit als Bera-
ter bei einer größeren gemeinsamen Fläche viel einfacher sein würde.

Am Ende erklärten sich ein paar wenige zu dem Wagnis bereit. Ich
bin sehr gespannt, was dabei herauskommen wird.

Victor

Nach Schluß der Versammlung, als gerade alle aufbrechen wollen, hat
dann noch Victor seinen Auftritt. Victor ist einer der PROCAMPO-Bera-
ter, und er hatte schon während der Versammlung bewiesen, daß er
mit sehr viel Geschick auf die *campesinos* eingehen kann, indem er mit
Witzeleien und Wortspielen, einmal auch mit einem improvisierten Kin-
derlied, immer wieder genau im richtigen Moment eingriff, um verfahre-
ne Gesprächssituationen aufzulösen und die Debatte auf ihren eigentli-
chen Punkt zurückzubringen. Aber was Victor jetzt macht, ist wirklich
ein Meisterstück.

Er läßt sich ein Seil von vier Metern Länge geben und erklärt, er wer-
de den »hochverehrten Anwesenden« ein neues Spiel zeigen. Er verkno-
tet die beiden Enden des Seils und legt es als einen Ring auf den Boden.
Nun bittet er vier *campesinos*, sich in diesen Ring zu stellen und sich das
Seil vor den Bauch zu halten, so daß sie, Schulter an Schulter stehend,
in vier Richtungen aus dem Kreis heraus schauen. Dann legt er vor jeden
der Mitspieler in zwei Schritten Entfernung ein paar *Cordoba* auf den
Boden und fordert die vier auf, sich mal anzustrengen, damit sie an das
Geld kommen.

Unter den Zurufen der Umstehenden geht ein heftiges Gezerre los. Je-
der versucht, mit Händen oder Füßen die Münzen zu erreichen, wird

aber durch das Seil um seine Hüften von den anderen daran gehindert,
die in die entgegengesetzte Richtung ziehen.

Nach einigen Minuten unterbricht Victor das Spiel. Sein Gesicht ist
eine Grimasse rabenschwarzer Verzweiflung, als er ruft: »Halt, *compañeros*,
hört auf! So hat das doch keinen Zweck. Bei diesem Spiel müßt
ihr euren Verstand gebrauchen! Wer sich dabei anstellt wie ein Ochse
vor dem Pflug, der kommt nie zu etwas. Hört jetzt auf mit diesem Un-
sinn und denkt wie intelligente Menschen nach.«

Die »Sportler« schauen ihn verständnislos an, dann begreifen sie,
worauf er hinauswill: Sie brauchen sich nur untereinander abzuspre-
chen, dann können sie gemeinsam und ohne Probleme alle vier Geld-
häufchen nacheinander einsammeln.

Alle vier Teilnehmer erhalten von den Umstehenden einen kräftigen
Applaus, und Victor sagt, daß sie alle den ersten Preis verdient hätten.

Victor entläßt sein Publikum mit der Bemerkung: »Das Spiel hat übri-
gens einen Namen. Ich nenne es ‚*La Reforma Agraria*‘. Was glaubt ihr
wohl, warum?«

Versorgungsprobleme

Beim Abendessen erkundigte ich mich noch, was denn nun mit Don Eu-
genio und seiner Motorsäge geschehen werde. Salvador sagte, es sei
klar, daß das Land nicht die Mittel hätte, jeden einzelnen Kleinbauern
mit modernem Gerät auszustatten. Eugenio müsse also entweder das
Geld selbst auftreiben oder sich trotz seiner Bedenken für die Anschaf-
fung einer Säge einsetzen, die dann allen zur Verfügung stehe. Wenn er
für einen solchen Antrag die Zustimmung seines Kooperativen-Vorstan-
des erhalte, so werde er sicherlich auch von dem dreiköpfigen Beirat be-
willigt werden, der über alle Kreditvergaben in der Zone zu entscheiden
hat. Dieser Beirat besteht aus je einem Vertreter von UNAG, PROCAM-
PO und der Bank.

Als ich frage, welche Produkte von PROCAMPO besonders gefördert
würden, zuckt Salvador etwas hilflos mit den Schultern. »Unser Ziel ist,
den Anbau von Grundnahrungsmitteln so zu stärken, daß der Bedarf
des Landes gedeckt wird und wir womöglich ins Export-Geschäft damit
kommen«, erklärt er mir. »Aber momentan sind die Preise, die wir dafür
erzielen können, so niedrig, daß es sich für die *campesinos* kaum lohnt,
mehr zu produzieren, als sie selbst verbrauchen. Die Regierung hat die
Preise für Grundnahrungsmittel gesetzlich festgelegt, und zwar auf ei-
nem sehr niedrigen Niveau. Das hat auch seine Berechtigung, weil da-



Die Regierung hat die Preise für Grundnahrungsmittel gesetzlich festgelegt...
(ENABAS-Laden in Pantasma)

durch der Hunger in den Städten besiegt wird. Aber wenn dabei die *campesinos* nicht auf ihre Kosten kommen, dann funktioniert die Sache nicht. Die Produktionskosten sind hoch, weil immer noch jeder Sack Düngemittel und jedes Werkzeug für teure Devisen importiert werden müssen. Deshalb ziehen es die meisten Bauern vor, Kaffee und Rindfleisch für den Export zu produzieren. Natürlich ist ihnen klar, daß das auf Dauer nicht gutgehen kann. Die Böden sind ausgelaugt von jahrzehntelanger Monokultur, und der Kaffee-Preis am Weltmarkt verfällt von Jahr zu Jahr mehr. Über kurz oder lang werden uns die Leute nach Alternativen fragen, und dann müssen wir Lösungen anbieten können, die nicht nur technisch, sondern auch wirtschaftlich funktionieren. Der Anbau von Grundnahrungsmitteln muß einfach rentabler werden. Ich weiß nicht, wie das zu machen ist, ohne in den Städten wieder Hunger zu verursachen. Vielleicht muß es eine Währungsreform geben, oder was weiß ich?»

Verschiedene Kooperativen

Schließlich kommen wir noch auf die einzige Kooperative im Pantasma-Tal zu sprechen, die keine Kredit- und Dienstleistungskooperative CCS, sondern eine CAS ist. CAS bedeutet »*Cooperativa Agrícola Sandinista*«, und darunter versteht man eine Produktionskooperative, in der Bodenbesitz, Arbeit und Gewinnverteilung gemeinschaftlich organisiert sind. Das heißt also, was die Bauern auf der Versammlung am Nachmittag noch als blanke Utopie abgetan haben, existiert bereits in ihrer unmittelbaren Umgebung! Diese CAS »Juan Castillo Blanco« hatte Salvador während der Debatte über das geplante gemeinsame Maisfeld kurz erwähnt. Es war ihm aber entgegnet worden, das sei »etwas völlig anderes«, denn die »Castilblanco«-Leute hätten ja vorher nie eigenes Land besessen und wären erst durch gemeinsame Landbesetzungen zu kollektivem Besitz und Arbeitsformen gekommen.

»Die unterschiedliche Herkunft der Leute ist sicherlich der Hauptgrund dafür, daß so verschiedene Kooperativen nebeneinander entstanden sind«, bestätigt Salvador. »Die meisten CCS-Bauern haben ihr Leben lang als *minifundistas* gearbeitet, d.h., sie hatten winzige Parzellen eigenes oder gepachtetes Land und versuchten damit, ihre Familie zu ernähren. In den meisten Fällen reichten die paar Hektar nicht aus, und die Hälfte der Familie mußte während der Erntezeit auf den großen *haciendas* etwas hinzuverdienen. Konnten sie einmal keine Arbeit finden oder verloren sie auch nur eine Ernte durch Dürre oder Schädlingsbe-

fall, so gerieten sie sofort in Gefahr, ihr Land zu verlieren und sich als Tagelöhner durchschlagen zu müssen. Das Denken dieser Menschen ist also geprägt vom ständigen Kampf ums Überleben der Familie. Deshalb stehen sie jedem Ansatz zu kollektiver Arbeit so mißtrauisch gegenüber.«

»Und die Leute von der CAS?«

»Die haben völlig andere Erfahrungen gemacht. Von den 2 Dutzend Familien, die sich in der CAS »Juan Castilblanco« zusammengeschlossen haben, waren die meisten vorher Wanderarbeiter oder Tagelöhner, einige waren auch festangestellte Lohnarbeiter auf dem Land, das ihnen jetzt gehört. Aber niemand von ihnen hat je eigenes Land zur Verfügung gehabt. Denen brauchen wir nicht zu erzählen, daß man sich organisieren muß, um etwas zu erreichen. Die haben schon als Kinder gelernt, daß ein einzelner gegen den *patrón* nichts ausrichten kann.«

Natürlich interessiert es mich, auch diese Art von Kooperative näher kennenzulernen. Wir wollen morgen fragen, ob ich die »Juan Castilblanco« für ein paar Tage besuchen kann.

Pantasma, 9. 1. 82

Es klappt! Als wir gerade im Haus der Nachbarin beim Frühstück saßen, trat ein älterer *campesino* mit einem großen Korb voller Kohlköpfe ein, den er der *Doña* zum Kauf anbot. Victor machte mich mit »Don Chente von der Produktionskooperative« bekannt und erklärte ihm meinen Wunsch. »*Como no* – Warum nicht?« sagte Don Chente spontan. »Die *compas* werden sich freuen, wenn Besuch von so weit her kommt.« Und dann setzte er zögernd hinzu: »Ich weiß natürlich nicht, ob es deinen Vorstellungen entspricht... Ich meine, wir leben sehr einfach, wir sind bescheidene Leute, du wirst an bessere Verhältnisse gewöhnt sein...«

Auf »Castilblanco«

Pantasma, 11. 1. 82

Ich habe übers Wochenende mein Gepäck aus Jinotega geholt und bin heute nach »Castilblanco« zurückgekehrt. Mit Don Chente hatte ich mich vor dem Hauptgebäude der Kooperative verabredet. Als ich um 4 Uhr hinkomme, ist Chente schon da. Er ist von einigen Männern umringt. Als er mich sieht, kommt er auf mich zu und macht mich mit seinen *compañeros* bekannt: Er und sein Schwiegersohn, Juan Ignacio, leben mit ihren Familien hier im Haupthaus der *hacienda*, wo auch ich untergebracht werde. Weiterhin wohnen hier Hector und seine Frau, Maria Eugenia, und Vasilio mit seiner großen Familie, der sich der Kooperative erst vor einigen Wochen angeschlossen hat.

Das »Haupthaus« war früher sicherlich nur ein Lagerschuppen; jetzt ist es durch provisorische Trennwände in vier Wohnräume aufgeteilt. Dieser Räume, eng, muffig und fensterlos, haben einige Vorzüge zu bieten, die den nicaraguanischen *campesinos* sonst fremd sind: ein festes Dach aus Zinkblech, einen Zementfußboden, der einen halben Meter über dem Gelände liegt, so daß das Haus auch während der Regenzeit trocken bleibt. Außerdem gibt es einen Wasserhahn hinter dem Haus, um den herum mit einigen Brettern und Plastikplanen, einem Spülstein und einem gemauerten Herd die Küche eingerichtet wurde.

Die Hütten, die mir einige andere Kooperativenmitglieder in der näheren Umgebung zeigen, haben solchen Luxus nicht zu bieten. Es sind trostlose Verschläge aus Ästen, Brettern und schimmigen Lehmwänden mit löchrigen Dächern und Fußböden aus gestampfter Erde, für die sich ihre Besitzer offensichtlich schämen, als sie mich ihren Familien vorstellen. Ihr Trinkwasser müssen sie in Eimern vom Haupthaus holen.

Don Chente erklärt mir, die Mehrzahl der Mitglieder wohne in solchen Hütten, weit verstreut in den umliegenden Bergen. Bis zu 6 Kilometer Weg hätten manche Männer morgens schon hinter sich, wenn sie sich hier zur Arbeit treffen.

Wir sitzen noch lange vor dem Haus und reden, während es dunkel wird. Natürlich finden es die Bauern auch hier faszinierend, zu hören, wie weit Technik und Automation sich bereits in der europäischen Landwirtschaft durchgesetzt haben. Aber sie sehen auch sofort – anders als



Das »Haupthaus« war früher nur ein Lagerschuppen; jetzt ist er durch provisorische Trennwände in vier Wohnräume aufgeteilt...

die von der Technik faszinierte Großstadtbevölkerung in Managua – die Schattenseiten einer solchen »Entwicklung«. Aus ihrer täglichen Erfahrung können sie schließen, daß in einer solchen Landwirtschaft kein Platz mehr ist für Kleinbauern. Und daß es einem Land schadet, wenn seine Versorgung mit Nahrungsmitteln nach den Interessen einiger weniger organisiert und eng mit dem Weltmarkt verflochten ist, das weiß niemand besser als die Bauern von Nicaragua.

Atanasio

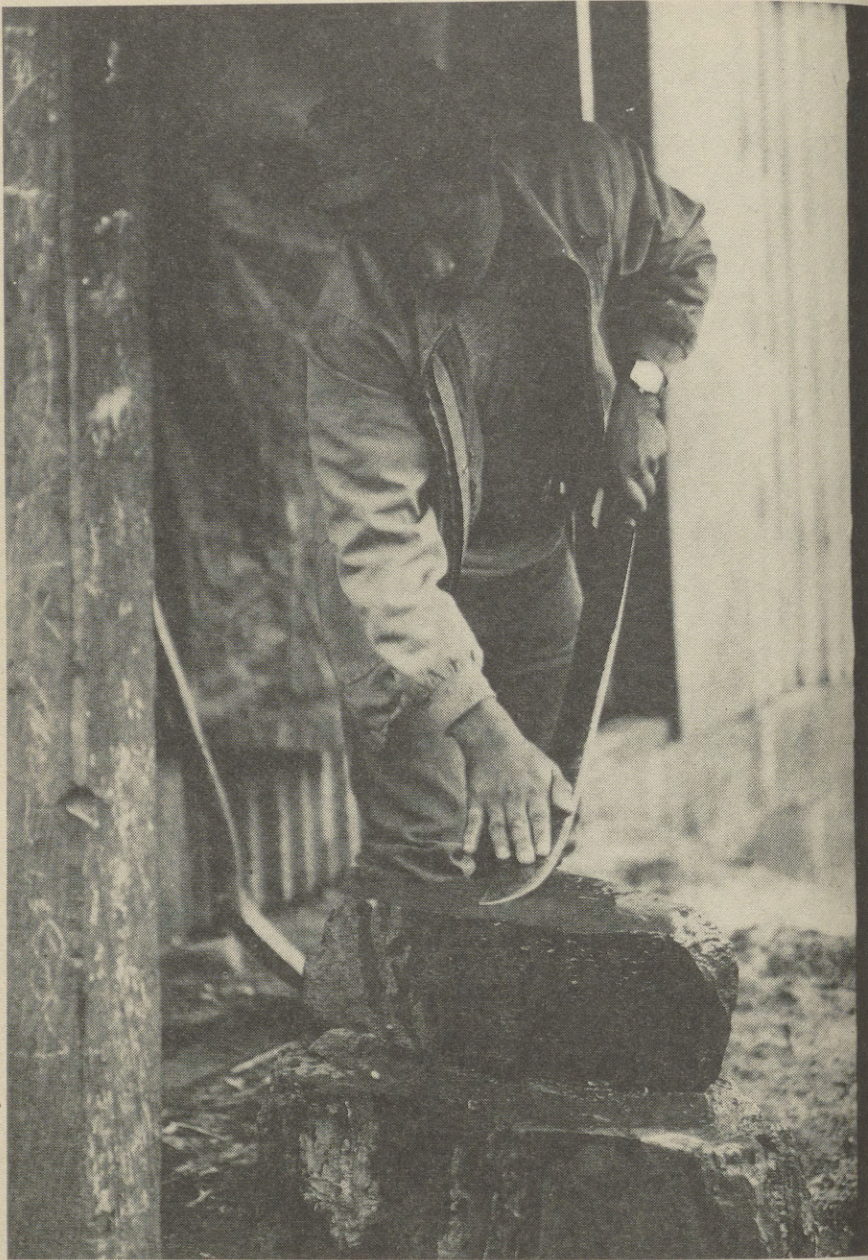
Pantasma, 12. 1. 82

Um 6 Uhr, in der Morgendämmerung, beginnt mein erster Arbeitstag. Die ersten »*socios*« (Teilhaber oder Kooperativenmitglieder), die auf der *hacienda* eintreffen, fangen sofort an zu melken. Die Kühe werden nach und nach in den *corral* (Melkplatz) hinter dem Haus zu ihren Kälbern gelassen, und bevor ein Kalb zu viel trinken kann, kommt der *vaquero* (Viehtreiber) mit einem Eimer und zwei Stricken, bindet der Kuh die Hinterbeine zusammen, bindet das Kalb ans rechte Vorderbein der Kuh und milkt rasch drei oder vier Liter Milch ab, den Rest kriegt das Kalb. Bald tauchen auch der Reihe nach alle Kinder mit Bechern oder Gläsern auf und lassen sich die Frühstücksmilch direkt da hineinmelken. Ich könnte schwören, daß die Männer jedesmal zufrieden grinsen, wenn sie ihren Kindern einen solchen überschäumenden Becher in die Hand geben. Seit vier Monaten schon kann ihnen niemand mehr verbieten, einen Teil der Milch für ihre eigenen Familien zu verwenden, denn so lange sind das Vieh und das Land ihr Eigentum.

Die Zeit geht dahin, die Männer besprechen die Arbeiten, die heute zu erledigen sind. Nach dem Frühstück gehe ich mit Basilio, Atanasio und zwei anderen zum Holzmachen. Ausgerüstet mit Äxten, Macheten, einer Motorsäge und einem Gewehr, folgen wir einem Bachbett, um Bäume zu suchen, die entweder bereits umgestürzt sind oder gefällt werden dürfen, weil sie abgestorben sind. Um lebende Bäume zu fällen, braucht man eine Genehmigung der Umweltbehörde IRENA.

Die trockenen Stämme werden mit der Motorsäge gefällt und dann mit Äxten und Macheten von sperrigen Ästen befreit. Atanasio mahnt immer wieder, die Motorsäge sparsam einzusetzen. Die Anschaffung sei teuer gewesen, erinnert er seine *compañeros*, und der Diesel, mit dem sie betrieben wird, sei ebenfalls teuer und überdies schwer zu beschaffen.

Atanasio ist der »Präsident« der Kooperative und für mich eine der



Ausgerüstet mit Äxten, Macheten, einer Motorsäge und einem Gewehr, folgen wir einem Bachbett, um Bäume zu suchen, die gefällt werden dürfen...

eindrucksvollsten Persönlichkeiten hier: ein ruhiger, schweigsamer Mann von vielleicht 35 Jahren mit einem schmalen, bartlosen Gauchogesicht und dunklen, aufmerksamen Augen. Wenn er mir mit ausladender Geste zeigt, wie weit der neue Landbesitz der Kooperative reicht, wenn er mit seinen *socios* bespricht, was man hier oder dort nächstes Jahr anbauen oder anlegen könnte, oder wenn er ihnen vorrechnet, wie teuer Nicaragua für jede importierte Gallone Diesel mit Kaffee oder Rindfleisch bezahlen muß, so spürt jeder, daß für diesen Mann der Vorsitz in der Kooperative kein Amt ist, auf das er besonders stolz ist, sondern eine Verantwortung, die er übernommen hat und an der er schwer trägt.

Später, als wir in einem alten hölzernen Zaunpfahl einen Bienenstock finden, den Basilio mit der Axt freilegt, lachen sie alle vor Freude wie kleine Buben. Es sind winzig kleine Wildbienen, »*mariolas*«, die nicht stechen, aber fleißig Honig gesammelt haben. Wir lutschen ihn mitsamt den Larven aus den Waben, Honig tropft uns über Gesicht und Hände, die Luft flirrt in der Mittagshitze.

Am Nachmittag kommen wir mit einem Ochsesengespann zurück, um die vorbereiteten Stämme zur Straße zu schleppen. Dort sollen sie dann weiter zerkleinert und mit einem Wagen zu den einzelnen Hütten gebracht werden, wo sie als Feuerholz in den Küchen Verwendung finden. Es ist eine elende Schinderei, die schweren Stämme mit den Tieren aus dem verfilzten Busch herauszuholen. Wir müssen dafür mit der Machete einen Weg bahnen und gleichzeitig die Ochsen immer wieder mit Stöcken zu höchster Anstrengung treiben, weil sich die tonnenschweren Stämme immer wieder im Gestrüpp und Geröll verhaken.

Die Geschichte der Kooperative

Als wir abends noch vor dem Haus sitzen, erzählt mir *Don Chente*, wie es zur Gründung der Kooperative kam. Chente arbeitet hier schon seit rund zwanzig Jahren. Die *hacienda* gehörte bisher *Don Brionés*, einem Millionär aus Jinotega, der noch fünf andere von ähnlicher Größe in der Umgebung besaß. Als das Gesetz über die Agrarreform bekannt wurde, bot er dem Institut für Agrarreform INRA seinen gesamten Besitz zum Kauf an, ließ sich ausbezahlen und verließ das Land. Das INRA fragte dann die bisherigen Arbeiter, ob sie bereit wären, das Land zu übernehmen und als Kooperative zu bearbeiten. Die meisten waren einverstanden und ließen sich die ca. 500 ha Land als kollektiven Besitz übertragen. Andere *socios* seien dann hinzugekommen, meist auf Vermittlung der INRA-Berater. Jetzt besteht die Kooperative aus 24 Familien. Einige

haben sich in der kurzen Zeit seit der Gründung auch schon wieder von der Gruppe getrennt. Sie hätten »diese alten Vorstellungen« gehabt, meint *Don Chente*, nämlich, »daß man ohne *patrón* nicht arbeiten könne und solche Sachen«, oder sie hätten einfach mehr Geld sehen wollen. Die Leute »verdienen« im Moment 30 *Cordoba* am Tag (also etwa 3,- DM, das ist etwa halb soviel, wie ein Landarbeiter normalerweise bekommt). Aber dafür bauen sie die meisten Grundnahrungsmittel selbst an, Öl und Reis kauft die Kooperative für alle hinzu, und mit den Überschüssen tragen sie den Kredit bei der Bank ab. Die hat ihnen eine runde Million *Cordoba* vorgestreckt zur Anschaffung von Vieh, Werkzeugen und Maschinen und zur Erneuerung der ziemlich verwahrlosten Kaffeeplantagen.

Ein Tag als Viehtreiber

Pantasma, 13. 1. 82

Morgens wieder das gleiche Bild: die Männer beim Melken und die Kinder mit ihren Milchbechern, während der Nebel allmählich aus dem Tal steigt, sich in den umliegenden Bergen einnistet und die Sonne durchkommt.

Heute nehmen mich die Leute vom »grupo ganadero« mit zur Arbeit, also von der Gruppe, die sich um das Vieh zu kümmern hat. Hector und Francisco, die ich schon kenne, sowie Carlitos, der »el Negro« – der Schwarze – genannt wird.

Sie setzen mich ohne viel Federlesens auf ein richtig großes Pferd, obwohl ich doch gar nicht reiten kann. Ich habe ihnen zwar gesagt, daß ich noch nie geritten bin, und sie fanden das offenbar sehr interessant, um nicht zu sagen kurios, aber daß Reiten etwas sein soll, das man erst lernen muß, scheint außerhalb ihrer Vorstellung zu liegen. Nach einigen Minuten habe ich dann raus, wie es nach rechts und links geht, wo »die Bremse« ist und daß das Tier tatsächlich keinen Schritt macht, wenn ich nicht wenigstens ein bißchen die Sporen einsetze und »*va pués!*« sage. Das sagt man hierzulande bei jeder Gelegenheit, und es bedeutet so was wie »Jetzt aber nichts wie los!«

Wir ritten hinaus ins hügelige Gelände im nordwestlichen Teil des Tales, wo die Kooperative ein großes, unübersichtliches Stück Land, das zum großen Teil mit verfilztem, dornigem Gestrüpp bewachsen ist, als Viehweide eingezäunt hat. Achtzig junge Stiere sollen wir zusammentreiben und auf die *hazienda* bringen. Sie sollen gebadet werden, um Zek-



Am Nachmittag kommen wir mit einem Ochsengespann zurück, um die vorbereiteten Stämme zur Straße zu schleppen...

ken und andere Parasiten loszuwerden. Mein Pferd benimmt sich absolut vorbildlich, und auch die Stiere lassen sich widerstandslos zum Haus treiben und dort in den *corral* sperren. Von hier aus müssen wir sie nur noch einzeln in ein langes, schmales Wasserbecken jagen, das penetrant nach Chemikalien stinkt. Beeindruckend, wie manche Tiere da mit Kopfsprung reingehen.

Nachdem wir die Herde auf die Weide zurückgebracht haben, trinken wir erst mal eine »*cususa*«. Das ist ein hausgebrannter Maisschnaps, den man in Nicaragua fast überall auf dem Land kaufen kann und der so einen üblen, öligen Beigeschmack hat, daß man dankbar ist für die Blechbüchse mit klarem Wasser, die dazu herumgereicht wird.

Wie ich das schon in anderen Gegenden gesehen habe, ist es auch hier eine alleinstehende Frau, *Doña Miriam*, die sich und sechs, sieben kleine Kinder durchbringen muß mit dem, was das kleine verwilderte Feld hinter dem Haus an Mais und Bohnen hervorbringt, und dem mageren Erlös aus dem Verkauf von *cususa*, Limonade und Zigaretten.

Während wir im Schatten ihrer baufälligen Lehmhütte auf einem Stapel Brennholz sitzen und trinken, haben sich zwei der Kinder, etwa 3 und 5 Jahre alt, ein großes Schlammloch zwischen dem Haus und der Straße als Spielplatz ausgesucht. Sie schieben den Schlamm zielstrebig zu einem großen Haufen zusammen, ein Haus soll es zunächst werden, dann, als der Haufen immer größer wird, eine Schule, schließlich eine Kirche. Die Ältere scheint schon Erfahrungen damit zu haben, wie es in einer Kirche zugeht. Sie improvisiert einen Psalmgesang und beginnt, dem kleinen Bruder mit der lehmigen, stinkenden Brühe die Füße zu waschen. Plötzlich überschlagen sich die Ereignisse: Ein kleines, strupiges Schwein ist aus der Küche hinter dem Haus aufgetaucht und will sich offenbar in der eben vollendeten »Kirche« suhlen. Die Kinder setzen sich zur Wehr, mit Stöcken und Steinen wird das gottlose Vieh zurückgeschlagen und über die Straße getrieben. Aber der Kampf ging nicht ohne eigene Blessuren ab: Bei einer besonders gewagten Aktion ist der kleine Junge zu Fall gekommen und hat sich die Stirn blutig geschlagen. Die zwei verschwinden schreiend im Haus, um sich von der Mama trösten zu lassen.

Carlitos, Clara, Chente, Francisco

Ich komme mit Carlitos ins Gespräch. Ich hatte mich von Anfang an gewundert, wieso er »der Schwarze« genannt wird, obwohl seine Haut nur unwesentlich dunkler ist als die der anderen. Dann fiel mir allmählich



Achtzig junge Tiere sollen wir zusammentreiben und auf die Hazienda bringen...

auf, daß sein Spanisch etwas gebrochen klingt und seine Körpersprache viel ausgeprägter ist, als man das hier in der Gegend sieht.

Jetzt bestätigt er, was ich vermutet habe: Ja, er ist ein Miskito-Indianer und kommt von der Atlantikküste, aus der Gegend von La Bonanza. Seine Mutter ist schon vor vielen Jahren »am Fieber« gestorben, der Vater verunglückte 1977 bei der Arbeit in den Goldminen tödlich. Dann mußte Carlitos als Fünfzehnjähriger in den Minen den Lebensunterhalt für die Geschwister verdienen. »Es wurde immer schlimmer in den Minen«, erzählt er, »die Löhne wurden gekürzt, es wurde von einer bevorstehenden Stilllegung der Bergwerke gesprochen. Meinen Bruder Fernando haben sie totgeschlagen, als er einen Streik organisieren wollte. Zwei Tage danach haben sie mich rausgeschmissen.«

Als die Sandinisten im Mai 1979 La Bonanza für einen Tag besetzten, schloß er sich ihnen an. Er war dann später bei der Eroberung von Matagalpa dabei und ist am 19. Juli mit den »muchachos« der Sandinistischen Befreiungsfront ins befreite Managua eingezogen. Danach war er für zwei Jahre beim EPS, dem sandinistischen Volksheer. Als ihm das »langweilig« wurde, fand er die Kooperative »Juan Castillo Blanco« und wurde als *Socio* aufgenommen. Richtig glücklich scheint er hier nicht zu sein, irgend etwas fehlt ihm. Ich kann mir das vorstellen, weil ich das Leben an der Atlantikküste ein bißchen kenne. »Vielleicht«, brummelt Carlitos, »gehe ich Ende des Jahres zu meinen Leuten zurück, *quien sabe* – wer weiß?«

Ich fühle mich inzwischen sehr wohl in der Kooperative und bereue, nicht früher hergekommen zu sein. Diese leise plätschernden Gespräche am Abend vor dem Haus könnte ich noch wochenlang führen, wenn ich Zeit hätte. Ich möchte am liebsten die Berichte von jedem einzelnen hier aufschreiben. Sie haben alle so viel Geschichte auf dem Buckel.

Da ist zum Beispiel *Doña Clara*, die mich stundenlang ausfragt, wie Managua, »la Capital«, heute aussieht. Sie ist hier im Tal aufgewachsen, ging dann als junge Frau in die Hauptstadt, um einer Tante bei der Arbeit in ihrem kleinen Restaurant zu helfen. Kaum ein paar Monate hatte sie dort verbracht, als die Stadt Weihnachten 1972 durch das große Erdbeben zerstört wurde. Sie überlebte wie durch ein Wunder in den Trümmern eines Hauses, irrte dann zwei Tage lang durch die verwüstete, brennende Stadt auf der Suche nach ihren Verwandten und schaffte es, aus der Stadt herauszukommen und sich durchzuschlagen, zurück zu ihrer Familie ins Tal von Pantasma. Hier hat sie wenig später Basilio geheiratet, den sie schon als Kind kannte und mit dem sie heute sechs Kinder hat.

Clara will nie wieder in die Stadt zurück, »nicht für eine Million«.

Aber *Doña Clara* wird nicht müde, mich nach einzelnen Straßen oder

Plätzen zu fragen, ob dieses Kino oder jenes Hotel wieder aufgebaut wurde, was mit der Kathedrale geschehen ist und wo die neuen Marktplätze liegen.

Oder *Don Chente*, der fast sein ganzes Leben hier im Tal verbracht hat. Als er zehn Jahre alt war, wurde die Familie von ihrem Land in der Nähe von Jinotega vertrieben, weil ein Offizier der Nationalgarde seine Kaffeeplantagen erweiterte. Hier im Tal konnten sie einige *manzanas* (1 *manzana* = 0,7 ha) Land pachten und neu beginnen. Als Chente dann mit 18 Jahren feste Arbeit auf der *hacienda* fand, hat er *Doña Maura* geheiratet. Sechzehn Kinder haben die beiden gehabt. Zwei Söhne sind im Krieg gegen Somoza gefallen, zwei andere sind jetzt beim Heer, einer als Funker und einer als Lkw-Fahrer. Drei Töchter sind inzwischen verheiratet, eine davon ist Nora, die hier mit ihrer Familie mit uns im Haupthaus lebt. Was mit den anderen Kindern ist, brauche ich nicht zu fragen. Ich weiß, daß dieses Land zur Zeit der Diktatur die höchste Kindersterblichkeit der Welt hatte.

Von Francisco Brionés hätte ich auch gerne mehr gewußt, aber er weicht meinen Fragen aus. Er ist mir aufgefallen, weil er immer wieder in Gesprächen betont, daß die Kooperative die Einrichtungen der *hacienda*, die Wasserleitung, das feste Haus und anderes nicht dem Vorbesitzer zu verdanken hätten, der das alles nur für sich bauen ließ, sondern »der Agrarreform«, die das alles für die Bauern gekauft hat. Francisco ist Mitglied des Kooperativenvorstandes und verantwortlich für Fragen von Erziehung und Gesundheit. Sein Familienname Brionés läßt mich vermuten, daß er ein Sohn oder naher Verwandter des früheren Besitzers ist.

Feldarbeit

Pantasma, 14. I. 82

Heute bin ich bei der Ackerbau-Gruppe. Sie probiert etwas Neues aus, und zwar soll ein Feld mit Kohlsetzlingen künstlich bewässert werden. Keiner weiß so richtig, wie das geht. Wie müssen die Kanäle angelegt werden, damit das Wasser tatsächlich alle Furchen erreicht, aber dabei den Boden nicht auswäscht?

Gegen Abend, nach endlosen Fehlversuchen und Diskussionen, sind wir so weit, daß etwa das halbe Feld mit Wasser versorgt ist. Für die andere Hälfte wird man wohl weiterhin von Hand Wasser schleppen müssen, weil das Gefälle nicht ausreicht. Zwischendurch fand ich es schon

deprimierend, bei dieser Stümperei zuzusehen, aber wahrscheinlich muß es einfach so sein ... »Lieber selber Fehler machen, aus denen wir lernen können, als zu viele Fachleute von außerhalb holen, die wieder verschwinden und Lücken hinterlassen« ist ein Grundsatz, den ich in Nicaragua öfter gehört und zu akzeptieren gelernt habe.

Während der Mittagspause habe ich erfahren, wie Pedro, der den ganzen Vormittag mit mir gearbeitet hat, zu seinem Spitznamen »*el millonario*« (der Millionär) gekommen ist. Pedro hat vor ein paar Wochen 200.000 *Cordoba* in der Lotterie gewonnen. Das ist eine Menge Geld, damit hätte er sich bestimmt eine kleine *finca* mit etlichen *manzana* Land kaufen und sich auf einen ruhigen Lebensabend freuen können. Statt dessen hat er sich nur ein Pferd gekauft – für 4.000 *Cordoba* – und den Rest in die Kooperative gesteckt. »Es muß doch jetzt vorwärtsgehen«, sagt er dazu, »es kann doch nicht ewig so weitergehen wie früher, dieses Land ist doch befreit.« Die anderen haben große Achtung vor dieser Entscheidung.

Solche positiven Beispiele sind ungeheuer wichtig. Es gibt immer noch viele Männer in der Kooperative, die nicht richtig verstanden haben, daß das Land jetzt ihnen gehört und daß es um ihre Zukunft geht. Einige der *socios* haben sich ihren Anteil aushändigen lassen, als die erste Reis- und Bohnenernte eingebracht war, und sind seither kaum noch zur Arbeit erschienen. Andere, die Hälfte etwa, arbeiten mit einiger Regelmäßigkeit und auch mit Interesse, weil sie den Grundgedanken des »*cooperativismo*« verstanden haben, auch wenn sie viele wichtige Entscheidungen noch der *Junta Directiva* (dem Vorstand) überlassen und wenig aus persönlicher Initiative in Gang bringen.

Doña Maura

Pantasma, 15. 1. 82

Heute gehe ich mit zur Kaffee-Ernte. Zur eigentlichen Kaffee-Gruppe gehören nur drei der *socios*, aber jetzt, während der Erntezeit, werden sie auch von ihren *compas* aus den anderen Gruppen unterstützt, soweit es möglich ist. Außerdem helfen viele Ehefrauen der *socios* mit, und es sind für die wenigen Wochen der Haupterntezeit auch noch zwei Wanderarbeiterfamilien von der Kooperative angestellt worden.

Die Arbeit in der Kaffee-Ernte kenne ich ja bereits, sie geht mir inzwischen einigermaßen leicht von der Hand. Gemessen an meinen bisherigen Erfahrungen ist das Pflücken hier jedoch sehr unergiebig. Die



Sie will mir genau auf die Finger schauen, damit ich auch wirklich nur die vollreifen, roten Kaffeekirschen abpflücke... (Kaffeepflückerin aus *Pantasma* mit ihrer Pflückschale als Regenschutz)

Pflanzen sind sehr alt und kommen mir ungepflegt und verfilzt vor. Nach der Ernte soll ein Teil davon gerodet und durch junge Pflanzen ersetzt werden.

Doña Maura, Chentes Frau, sorgt dafür, daß ich den *surco* (die Pflanzenreihe) neben ihr zugeteilt bekomme. Sie hat mich schon die ganze Woche beim Frühstück gedrängt, doch auch mal mit den Frauen zur Arbeit zu gehen, und jetzt, wo es soweit ist, will sie mir dabei genau auf die Finger schauen, damit ich auch wirklich »*sólo el rojito*« – »nur die vollreifen, roten Kaffeekirschen« – abpflücke. Das war natürlich nur ein Vorwand, sie denkt nicht daran, mich zu kontrollieren. In Wirklichkeit will sie sich ausgiebig mit mir unterhalten. Abends hat sie dazu nie Gelegenheit, weil sie ständig mit Kochen, Waschen und ihren Enkelkindern beschäftigt ist.

Doña Maura möchte »alles über Europa« wissen. Sie werde ja selbst nie hinkommen, um diese Länder kennenzulernen, erklärt sie mir, deshalb müsse ich ihr einfach alles darüber erzählen. Was dort gegessen wird, interessiert sie, und wie es gekocht wird, wie die Häuser aussehen, und warum die jungen Leute nicht bei ihren Eltern wohnen. Sie hat von Treppen gehört, die sich von selbst bewegen, so daß man nicht hinaufzusteigen braucht. Sie möchte wissen, ob das nicht gefährlich ist...

Abends gehe ich noch kurz in das nahegelegene Dorf El Malecón, um mir dort beim Schuhmacher meine Stiefel flicken zu lassen. Weil ich keine Schuhe zum Wechseln dabei habe, bleibe ich gleich in seiner Werkstatt sitzen, bis er damit fertig ist. Ich erzähle ihm, daß ich die letzten Tage zu Besuch bei der Kooperative »Juan Castillo Blanco« war, und finde es ganz erstaunlich, wie wenig er über diese Kooperative und die Agrarreform weiß. Er kennt zwar die Menschen dort und hat gehört, daß die *hacienda* vor einem halben Jahr »an den Staat« verkauft wurde, aber wem sie inzwischen gehört, daß es dort keinen neuen *patrón* und auch keinen Verwalter gibt, der das Sagen hat, all das hat er angeblich noch nie gehört, und er scheint es auch jetzt nicht zu glauben oder nicht zu verstehen. Mich ernüchtert das ziemlich, nach allen positiven Eindrücken, die ich während der letzten Tage hatte. Für diesen Schuhmacher scheint die Zeit seit 1979 stillgestanden zu sein. Oder jedenfalls ist für ihn eine so wichtige Entwicklung, wie sie, kaum vier Kilometer von seiner Werkstatt entfernt, in der Kooperative stattfindet, ebenso fremd und unerhört wie für unsere *Doña Maura* die rollenden Treppen im fernen Europa...

Arbeitsplanung

Pantasma, 16. 1. 82

Ich hatte eigentlich nur bis gestern bleiben wollen, aber heute soll die *Asamblea General* stattfinden, die Hauptversammlung der Kooperative, zu der die *socios* jeden zweiten Samstag zusammenkommen, und da will ich natürlich noch dabeisein.

Auf zehn Uhr war die Versammlung angesetzt, so gegen halb eins kam sie dann tatsächlich zustande. Bis dahin waren knapp über zwanzig *socios* erschienen, also fast alle, die sich im Augenblick ernsthaft zur Kooperative zählen. Der Vorstand hatte schon die Tagesordnung festgelegt. Als erster erhielt Chepito, der Verantwortliche für die Produktion, das Wort. Chepito erklärte, er wolle heute nicht, wie gewöhnlich, Vorschläge für die »*planes de trabajo*«, also die Arbeitseinteilung der nächsten zwei Wochen, machen, sondern zuerst darüber reden, daß die schönste Planung keinen Sinn habe, wenn sie nicht ausgeführt werde.

In letzter Zeit ist es offenbar öfter vorgekommen, daß notwendige Arbeiten nicht durchgeführt werden konnten, weil zu wenige Mitglieder zur Arbeit erschienen. Deshalb machte die *Junta Directiva* den Vorschlag, daß künftig jeder, der einen Tag fehlt, nicht nur für diesen, sondern auch für den darauffolgenden Tag keinen Lohn erhält. Das wurde lange diskutiert, mit einigen Einschränkungen versehen und dann beschlossen. Ich finde das auch sinnvoll, denn 30 *Cordoba* Tageslohn sind ja nicht der einzige Gewinn, der entsteht. In nächster Zeit sind zum Beispiel 45.000 *Cordoba* Erlös aus Viehverkäufen zu verteilen, und diesen Überschuß würde derjenige umsonst kassieren, der nicht zur Arbeit erscheint.

Die Arbeitsplanung geht dann schnell über die Bühne. Hauptthema ist die Kaffee-Ernte, bei der sie schon ein wenig in Rückstand geraten sind. Jede der anderen Gruppen soll deshalb für die nächsten vier Wochen einen *compa* freistellen, der mit zur Ernte geht.

Als nächstes legt Hector, der für Finanzen zuständig ist, einen peniblen Kassenbericht über die letzten vierzehn Tage vor, der nicht sehr viel Interesse weckt. *Don Atanasio* muß sogar zwischendurch einen unanständigen Witz erzählen, um die Leute einigermaßen bei der Stange zu halten.

Francisco berichtet dann noch von seinen Schwierigkeiten, in der Kooperative den Unterricht der Erwachsenenbildung in Gang zu bringen. Es hätten sich dafür noch nicht genügend Schüler gemeldet, und es fehle auch noch jemand mit Vorkenntnissen im Lesen und Schreiben, der den Unterricht gestalten könnte.

Als letzter Tagesordnungspunkt wird zu »Kritik und Selbstkritik« aufgerufen. Es scheint nichts zu kommen, wir stehen schon und wollen zum Abschluß »*Adelante marchemos...*«, die Hymne der *Frente Sandinista*, singen, als Don Chente zögernd einen Punkt anspricht, der ihn schon länger ärgert, wie ich weiß. Er möchte, daß die tägliche Arbeitszeit genauer festgelegt wird und daß die *compas* morgens pünktlicher anfangen. Er hätte den Eindruck, sagt er, daß jeder sich bereitwillig von der Schlamperei des anderen anstecken lasse und die getroffenen Vereinbarungen allmählich einfach in Vergessenheit gerieten. Chente nennt auch Namen und Tage, an denen ihm das besonders aufgefallen ist. Mir gefällt die Art, wie er das macht. Ich glaube, jeder spürt, daß es ihm nicht darum geht, einzelne vor allen anderen zu rügen oder zu blamieren. Es folgt eine kurze Debatte, die ebenfalls sehr direkt und persönlich, dabei aber immer mit Verständnisbereitschaft geführt wird, und es wird noch einmal verbindlich beschlossen, was eigentlich schon lange gilt: Die Arbeitszeit geht von 7 Uhr morgens bis 3 Uhr am Nachmittag, und danach soll noch eine Stunde der Weiterbildung gewidmet werden.

Es gibt offenbar eine Kerngruppe von etwa zehn Männern, ohne die die Kooperative nicht funktionieren würde. Das sind die Mitglieder des Vorstands und einige andere, vor allem junge *socios*. Von denen kam z. B. der Vorschlag mit der Lohnkürzung bei Fehltagen, und sie haben ihn auch durchgesetzt. Auch der größte Teil aller übrigen Beiträge kam aus dieser Gruppe. Es sind genau die gleichen Leute, die auch bei der Arbeit am meisten Initiative und Zuverlässigkeit zeigen, die anderen verhielten sich sehr zurückhaltend.

Nach der Versammlung muß ich in aller Eile meine Sachen packen, um noch die letzte *camioneta* nach Jinotega zu erreichen. Auch der Abschied geht sehr hastig über die Bühne. Ich drücke jedem die Hand und verspreche, zurückzukommen, in einem Jahr oder so. Von den PRO-CAMPO-Beratern kann ich mich nur durch ein Winken im Vorbeifahren verabschieden.

Es fällt mir schwer, von hier wegzugehen.



Abends, zurück in Jinotega, denke ich über die Eindrücke dieser Woche nach. Ich vergleiche sie mit den Erfahrungen, die ich vor Weihnachten bei der Kaffee-Ernte auf einer großen staatlichen *hacienda* gemacht habe. Die Arbeiter hatten in Gesprächen immer wieder betont, wie sehr sich ihr Leben bereits durch die Verstaatlichung, durch die neuen Ar-

beits- und Sozialgesetze gewandelt habe. Mir hingegen war aus ihren Erzählungen vor allem klargeworden, wo dieser Wandel seine Grenzen hat: Arbeit finden die meisten nur während der Erntezeit, also jährlich für zwei Monate in den Kaffeeplantagen des Nordens und weitere zwei Monate auf den Baumwollfeldern an der Pazifikküste. Der Rest des Jahres ist für Zehntausende Nicaraguaner die »tote Zeit«, die mit Gelegenheitsarbeiten überbrückt werden muß.

Für die Regierung Nicaraguas, die sich das Ziel gesetzt hat, Ernährung, Gesundheit, Bildung und ein menschenwürdiges Leben für *alle* Bürger zu garantieren, ergibt sich aus dieser Situation eine endlose Kette von Transport-, Versorgungs-, Schul- und Organisationsproblemen. Daran wird sich nichts Entscheidendes ändern, solange die Wirtschaft des Landes auf ein Heer von Saisonarbeitern angewiesen ist. Und das wird sie so lange sein, wie sich die Grundvoraussetzungen nicht ändern: die Monokultur, die Exportorientierung und der Großgrundbesitz.

Damit verglichen scheint mir das, was in Pantasma ausprobiert wird, der konsequentere Weg zu sein.

1984

...im Kreuzfeuer der Konterrevolution



Zwei Jahre waren vergangen, der kurze Besuch bei den Kooperativen im Tal von Pantasma war halb vergessen. Da tauchte der Name plötzlich wieder auf, wenige Wochen vor meiner zweiten Reise nach Nicaragua. Zunächst in einer kurzen Pressenotiz, dann in Berichten zurückkehrender Freunde. Und so beginnt das Tagebuch meiner zweiten Reise nach Nicaragua mit der folgenden Eintragung:

»Mittags noch ein Gespräch mit Bärbel, die vor ein paar Tagen zurückgekommen ist. Entsetzliche Einzelheiten zum Überfall auf das Tal von Pantasma, das ich vor zwei Jahren besucht habe. 47 Tote hat es gegeben. Die zwei Kooperativen, die ich in einem Dutzend Diavorträgen vorgestellt habe, sind vernichtet worden, die meisten Mitglieder ermordet. Teilweise sollen sie durch Spitzel aus dem Dorf denunziert worden sein. Alles ist zerstört.«



Rückkehr nach Pantasma

Einen Monat später, im Januar 1984, machte ich mich mit bösen Vorahnungen auf den Weg zu meinem zweiten Besuch in dem Tal. Der Überfall lag jetzt gerade 10 Wochen zurück, der Name »Pantasma« war im ganzen Land zum Inbegriff des brutalen Contra-Terrors im nördlichen Grenzgebiet geworden. Und es schien Einzelheiten zu geben, über die viele mit einem Ausländer nicht offen reden wollten. Was ich bis dahin erfahren hatte, faßt mein Reisebericht so zusammen:

Pantasma, 2. 1. 84

Heute bin ich nach Pantasma gefahren. Ich hatte in letzter Zeit viel, auch Widersprüchliches über die Vorfälle und die Hintergründe gehört und wollte jetzt selbst sehen und hören, wollte Bilder machen und an Ort und Stelle klären, was ich tun kann.

Von Bärbel hatte ich zuerst Genaueres erfahren, dann hatte mir Matthias erzählt, was über den Überfall in den nicaraguanischen Zeitungen gestanden hat, so z. B. daß unter den 47 Toten vor allem Lehrer und Mitglieder der Kooperative gewesen seien.

Bei der Kaffee-Ernte hatte ich Eduardo getroffen, einen österreichischen Entwicklungshelfer, der wiederum die Krankenschwester Barbara kennt, die lange in Pantasma gearbeitet hat. Von ihm kamen neue Einzelheiten: Die *Frente* habe in der Region Pantasma viel Unheil angerichtet, es habe offensichtlich Fälle von Korruption, ungerechtfertigte Beschlagnahmen und Schlimmeres gegeben, und so könne man die Bauern natürlich nicht für sich gewinnen. Nur so sei es möglich gewesen, daß die *Contra* in dieser Gegend von einigen Leuten Unterstützung erhielt und daß der Aufruf, sich in Milizen zu organisieren, relativ wenig Echo fand. Als dann im Oktober der Überfall kam, stand die Bevölkerung praktisch schutzlos da. Die Verantwortlichen der FSLN in Pantasma seien auch die einzigen Funktionäre gewesen, die man bewußt nicht ermordet habe. Er vermutet, daß dadurch die Revolution weiter diskreditiert werden soll.

Dann hatte ich mich noch mit verschiedenen Leuten in Jinotega unterhalten, und da war ähnliches zu hören. »Die Sache ist dort nicht nur



Nur so sei es möglich gewesen, daß der Aufruf, sich in Milizen zu organisieren, relativ wenig Echo fand... (EPS-Einheit in Pantasma, Januar 1984)

militärisch verloren worden, sondern auch politisch. Die Revolution hat dort Leute verloren.« Aber im Moment soll es ruhig sein. Nur Frau Castro versuchte mich gestern abend noch von der Fahrt abzuhalten. Vor zwei Wochen sei in der Gegend noch gekämpft worden. Genauer wußte sie nicht, aber es sei eine »zona caliente«, eine heiße Gegend – und das nicht nur wegen des Klimas!

Ich bin früh aufgestanden, habe mich auf dem Markt noch mit Zigaretten eingedeckt und schaue mich nach einer *camioneta* um. Es dauert bis 11 Uhr, bis der Wagen gerappelt voll ist und es sich lohnt, loszufahren. Die Landschaft kommt mir fast vertraut vor, ich weiß z. B. noch genau, wo ich damals fotografiert habe. Über zwei Stunden dauert die Fahrt, dann erreichen wir Pantasma. Ich fahre wieder bis zur Endstation und schaue mir dabei das langgezogene Dorf genau an. Das Haus von PROCAMPO und das der Bank sind Ruinen, das der Erwachsenenbildung und die Lager von ENCAFE sind vom Erdboden verschwunden, vom Sägewerk sind nur noch Trümmer übrig. Ich gehe langsam den Weg durchs Dorf zu Fuß zurück. Als erstes fällt mir ein kleines Steinhaus auf, das völlig ausgebrannt ist und Schußspuren zeigt. Die Häuser links und rechts sind unberührt. Ich gehe hin und unterhalte mich mit dem Besitzer. Er hatte es an ENABAS vermietet als »tienda popular«, deshalb ist es zerstört worden, zwei Menschen sind darin ermordet worden. Familienangehörige seien es nicht gewesen. Er ist nicht sehr zum Erzählen aufgelegt, macht einen sehr niedergeschlagenen, verstörten, verängstigten Eindruck, obwohl der Überfall doch schon über zwei Monate zurückliegt. Er läßt das Haus gerade wieder aufbauen, mit dem letzten Geld, wie er sagt. Aber an ENABAS wird er nicht mehr vermieten. »Das ist wohl zu gefährlich?« frage ich. Er antwortet: »Gefährlich ist es auch vorher schon gewesen, aber man darf die Gefahr nicht direkt herausfordern.«

Ich fotografiere die verkohlten Trümmer. Man muß sich diese Brutalität vorstellen: Ein winziges ENABAS-Lädchen, in dem es nichts als Grundnahrungsmittel gab, störte das Weltbild dieser selbsternannten »Freiheitskämpfer« und »Demokraten«! Die Lebensmittel wurden zu festen Niedrigpreisen verkauft, um damit der Ausbeuterei privater Zwischenhändler entgegenzuwirken. Deshalb mußten zwei Menschen sterben!

Als nächstes komme ich am Polizeiposten vorbei, die Seite zur Straße ist von Einschüssen übersät und zeigt Brandspuren. Der Posten sei erobert und alle Anwesenden umgebracht worden, viel mehr weiß niemand, denn die Männer, die jetzt hier stationiert sind, kamen alle erst nach dem Überfall in die Gegend.

An den Außenwänden des Gebäudes weisen Plakate auf das Amnestieangebot für *Contras* hin, die sich den Behörden stellen. Darin ist vor

allem von betrogenen, irregeleiteten *campesinos* die Rede, denen man eine Chance geben will. Mit Fotos und Adreßangaben wird dokumentiert, daß das Angebot seriös ist und bereits von einigen hundert Mitläufern der *Contra* angenommen wurde.

Die Bevölkerung steht diesem Gesetz sehr zwiespältig gegenüber. Niemand bestreitet, daß es von Vorteil ist, wenn reuigen *Contras*, die vielleicht nur deshalb weiterkämpfen, weil sie keinen Weg zurück sehen, eine Möglichkeit geboten wird, die Waffen niederzulegen. Aber ich habe schon in Managua kritische Fragen gehört, wie das in der Praxis aussehen wird: »Diese Leute stehen seit Monaten oder Jahren im Krieg gegen unser Land. Sie haben unsere Brüder und Söhne ermordet, Schulen und Krankenhäuser niedergebrannt. Sollen wir sie jetzt einfach wieder in unsere *barrios* (Stadtviertel) aufnehmen? Sollen wir so tun, als sei nie etwas geschehen? Wer wird ruhig schlafen, wenn diese Männer Nachtwache halten?« Das war in der Großstadt Managua. Um wieviel schwieriger wird es hier auf dem Land werden? Die Leute im Tal kennen sich untereinander. Wenn *Contras* zurückkommen, die an dem Überfall im Oktober teilgenommen haben, werden sie Tür an Tür mit den Angehörigen ihrer Opfer weiterleben können?

Ich komme schließlich zum ehemaligen Büro von PROCAMPO. Das obere Stockwerk ist abgebrannt, nur die Mauern vom Erdgeschoß stehen noch. Im Augenblick arbeiten zwei Männer daran, ein neues Dach darüber zu errichten. Sie erzählen mir, daß die Sachschäden hier besonders hoch waren, weil nicht nur das Haus, sondern auch acht Traktoren zerstört wurden. Weiterhin sei der Verlust bei der Bank sehr hoch gewesen, die ausgeraubt und niedergebrannt wurde, und schließlich außerhalb des Dorfes, auf einem Lagerplatz des Bauministeriums MINVAH, sei eine Anzahl Lastwagen und schwere Baumaschinen in Flammen aufgegangen.

Sachschäden des Überfalls auf Pantasma am 18. 10. 83 (in Córdoba)

Landwirtschaftsgeräte	2.813.432
Hacienda El Charcón	80.000
Einrichtungen für die Erwachsenenbildung	140.000
Nationale Entwicklungsbank	2.800.000
Ministerium für Wohnungsbau	20.000.000
Sägewerk (privat)	8.000.000
Wohnhäuser	201.000
Gesamt	34.034.432

(1983 entsprach 1 DM etwa 10 Córdoba)

»Hier starb Salvador«

Ich frage die Männer, was mit den Leuten geschehen ist, die hier gearbeitet haben. »Die arbeiten immer noch hier. Sie konnten bei dem Überfall fliehen und haben sich jetzt da drüben ein provisorisches Büro eingerichtet. Nur den Chef haben die Somozisten ermordet.«

Das hatte ich befürchtet. Einer wie Salvador Ortega konnte diesen Angriff nicht überlebt haben. Salvador war jahrelang FSLN-Mitglied gewesen, und die Agrarreform im Tal stand unter seiner Verantwortung. Er hatte gewußt, daß er sich dadurch Feinde schuf. Schon vor zwei Jahren hatte er nie die Maschinenpistole aus der Hand gelegt. Ich stelle mir vor, wie er gekämpft und gebrüllt hat „*Que se rinda tu madre!*“ und das Magazin leergeschossen hat und wie er dann in dem brennenden Haus umgekommen ist.

»Ja, *Don Salvador* ist tot«, wiederholen die Handwerker und schweigen.

Ich gehe über die Straße und treffe Victor und zwei seiner *compas*. In einem Wellblechschuppen, zwischen Stapeln von Dünger- und Zementsäcken, sitzen sie an behelfsmäßig zusammengenagelten Tischen, die mit Schriftstücken, Zeitungen und Landkarten übersät sind. Victor erkennt mich als erster. Er erhebt sich zögernd, tritt dann auf mich zu und nimmt mich in den Arm. »Du hättest dir keine schlechtere Zeit aussuchen können, um zurückzukommen, *hermano* (Bruder)«, sagt er.

Victor ist nicht mehr der, den ich vor zwei Jahren kennengelernt habe. Damals war Victor ein lustiger Vogel gewesen, mit einer Vorliebe für gepflegte Kleidung, wie sie sonst nur in den Städten getragen wird, und mit einer Ausstrahlung von Selbstsicherheit und ewig guter Laune. Der Victor, der jetzt vor mir steht, wirkt nervös und geistesabwesend, seine Stimme klingt brüchig, seine Bewegungen sind fahrig.

Wir setzen uns und reden einige Minuten über Belanglosigkeiten. Ich scheue mich, nach dem Überfall zu fragen. Ich habe Fotos von meinem letzten Besuch mitgebracht, die ich verschenken wollte. Aber ich bringe es nicht fertig, sie jetzt zu zeigen. Ich möchte nicht die Erinnerung an den toten Salvador wecken, der auf einigen Bildern zu sehen ist.

Stockend beginnt Victor schließlich zu berichten, wie er den Überfall erlebt hat. »Zuerst haben sie das Haus der Lehrer angegriffen. Wir wurden durch die Schüsse geweckt. Wir hörten Schreie aus der Richtung und die Detonation von zwei Granaten. Uns war sofort klar, daß die *Contra* mit einer riesigen Übermacht angriff. Bevor wir das Haus verlassen konnten, tauchte auch bei uns ein Trupp auf und begann, von der Straßenseite her durch die Fenster zu schießen. Ein Glück für uns, daß sie so schlechte Soldaten geschickt hatten. Wenn sie das Haus umstellt

hätten, bevor sie angriffen, wären wir nicht mehr ins Freie gekommen. Salvador schrie, wir sollten abhauen und uns draußen sofort trennen. Jeder sollte allein versuchen, zum Militärposten in El Diamante durchzukommen. Er selbst ging noch einmal ins Untergeschoß. Ich weiß nicht, was er dort wollte. Vielleicht das Geld in Sicherheit bringen oder die Mitgliederlisten der Kooperativen. Dort haben sie ihn dann erwischt.«

»Ich bin in jener Nacht nicht nach El Diamante gekommen, ich bin in jener Nacht überhaupt nirgendwohin gekommen«, fährt Victor fort. »Ich hatte Angst wie ein Hund. Nachdem Salvador die Treppe hinuntergegangen war, sprangen wir vom hinteren Balkon in den Hof und rannten um unser Leben. Wir hörten noch, daß sie versuchten, die vordere Tür aufzubrechen, und sahen, daß das Haus an einer Ecke brannte. Ich bin gerannt, bis ich nicht mehr konnte, durch Gestrüpp und Maisfelder, immer nur weg von den Häusern und der Straße, wo überall geschossen wurde.«

»Als ich das Gefühl hatte, weit genug weg zu sein, suchte ich mir ein Versteck«, berichtet Victor. »Da war ein kleiner Bach, der aus den Bergen herunterkommt und der mit Büschen überwachsen ist. Dort habe ich mich in der Morgendämmerung verkrochen und den ganzen Tag nicht mehr herausgewagt. Einige Stunden lang hörte ich noch Schüsse und Explosionen in allen Teilen des Tals. Ich konnte die Rauchwolke sehen, die über unserem Haus stand, und eine noch viel größere über dem Sägewerk. Weiter hinten in El Malecón schien alles zu brennen. Auch ein Stück der Straße konnte ich von dort aus sehen. Am Nachmittag sah ich größere Gruppen von *Contras*, die sich in ihren blauen Uniformen ganz offen und ohne jede Vorsicht auf der Straße bewegten. Da begriff ich, daß ihnen niemand mehr Widerstand leistete. Sie hatten alles erobert und zerstört, was sie wollten. Gegen Abend sah und hörte ich nichts mehr von ihnen. Dann sah ich die Lastwagen des Heers die Straße herunterfahren. Sie fuhren langsam der Straße nach bis El Malecón, und es waren keinerlei Schüsse oder Anzeichen eines Kampfes zu hören. Die *Contras* hatten sich um diese Zeit schon zurückgezogen. Erst als ich mir dessen ganz sicher war, ging ich zur Straße und meldete mich bei den Soldaten.«

Während der Erzählung ist Victor immer erregter geworden. Er spricht von den ermordeten Lehrern, von den Leichen der Frauen und Kinder, die er in El Malecón gesehen hat, von den verbrannten Häusern und Traktoren, von den Geiseln, die die *Contras* mitgenommen hatten und die erst am nächsten Tag zurückkamen.

Schließlich erzählt er von Salvadors Beerdigung in Jinotega und von dessen Frau und Kinder, die er erst bei der Beerdigung kennengelernt hat. Dann packt Victor mich am Arm und führt mich über die Straße zur Ruine des PROCAMPO-Büros. Er zeigt mir, wo Salvador starb. Die Lei-

che wurde in dem Geräteschuppen gefunden. Vermutlich hatte er sich hierhin geflüchtet, als die vordere Tür aufgebrochen wurde. Nachbarn hatten beobachtet, wie er versuchte, durch das Fenster des Schuppens zu entkommen, da tauchten andere *Contras* vor dem Fenster auf und warfen eine Handgranate, die ihm den Kopf wegriß. »*Aquí cayó él, Salvador.*«

Wir gehen schweigend zurück zu den anderen.

Der Mord an den Lehrern

Weil sie mir in dem Lagerschuppen, in dem sie wohnen, offenbar keinen Schlafplatz anbieten wollen, begleiten mich Victors Kollegen zum Haus der Erwachsenenbildung. Ich hatte die Lehrer schon vor zwei Jahren besuchen wollen, aber da waren alle in der Stadt gewesen. Von dem Haus, in dem die Lehrer damals wohnten, ist nur noch der Fußboden übrig; zerfetzte, rostende Wellblechstücke liegen im Gras. Einige Meter weiter, in einem älteren, zweistöckigen Holzhaus, sind die neuen Lehrer untergebracht. Einen von ihnen, Alejandro, treffen wir auf dem Vorplatz, und er sagt, ich könne so lange bei ihnen wohnen, wie ich wolle.

Alejandro stammt aus der Nähe von Matagalpa und hat sich nach dem Überfall gemeldet, um hier im Tal den Unterricht weiterzuführen. Ich erfahre, daß die Lehrer von dem Überfall nicht völlig überrascht worden waren. Sie hatten schon in den Nächten zuvor regelmäßig Nachtwachen aufgestellt, weil das Haus mehrfach von Heckenschützen beschossen worden war. Deshalb waren alle neun Lehrer alarmiert und hatten in den Schützengräben rund ums Haus Stellung bezogen. Als dann jedoch Granaten und Raketen ins Haus einschlugen und sie allmählich begriffen, welcher Übermacht sie gegenüberstanden, war es für die meisten zur Flucht zu spät. Sieben von ihnen, vier Männer und drei Frauen, starben in den Schützengräben. Zwei Frauen konnten mit leichten Verletzungen fliehen. Sie erreichten nachmittags El Diamante und verständigten das Heer. Die beiden Frauen und zwei Lehrer, die zur Zeit des Überfalls »mobilisiert«, das heißt mit einem Reservebataillon an der Grenze stationiert waren, arbeiten jetzt wieder hier. Es sei schwierig, die Stellen neu zu besetzen. Es würden sich für eine solche Gegend nicht genügend Freiwillige melden.

Auch die Arbeit mit den *campesinos* sei ungewöhnlich schwierig im Tal, sagt mir Alejandro, die *compas* vom FSLN hätten hier in der Vergangenheit ganz verheerende politische Fehler gemacht. In zwei Fällen hätten sie sogar Menschen umgebracht, von denen irgend jemand be-

hauptet hatte, sie arbeiteten mit der *Contra* zusammen. So etwas würden die *campesinos* nie vergessen. Das habe viele gegen die *Frente* aufgebracht, die jetzt mit der *Contra* zusammenarbeiten.

Wir sitzen noch lange vor dem Haus im Dunkeln. Alejandro spielt Gitarre, zwei andere Lehrer, die inzwischen eingetroffen sind, beschäftigen sich mit einem kleinen Kofferradio. Sie versuchen, einen der beiden Propagandasender der *Contra* abzuhören, die hier im Grenzgebiet regelmäßig senden. »*La Voz de Sandino*« (»Die Stimme Sandinos«) und »*La Voz de Nicaragua Libre*« (»Die Stimme des freien Nicaragua«) nennen sie sich!

Selbstkritik im revolutionären Prozeß

Zur Zeit des Überfalls hatten die *Contras* Lager bei den unorganisierten Mittelbauern – zum Teil durch Bezahlung, zum Teil erzwungen – und konnten sich recht frei in dem Gebiet bewegen. Einige hatten ihre Familien dort, andere nutzten das unübersichtliche Gelände und die Abgeschiedenheit der Bauernhöfen aus, um in die Region einzusickern. Wegen dieser Infiltration konnte auch die sandinistische Miliz leicht überrascht werden.

Nach dem Überfall am 18. Oktober 1983 leitete die Regierung eine öffentliche Untersuchung über die Ursachen ein, welche auch vor Kritik an den eigenen Reihen nicht haltmachten. Denn neben der schlechten Bewaffnung der Miliz, dem Ausmaß der Infiltration der *Contras*, den Bestechungen und Bedrohungen einzelner Bauern durch die *Contra* wurden auch Verbrechen und Amtsmissbräuche einzelner sandinistischer Militärs und politische Fehler der regionalen FSLN bekannt, welche z.B. die mittleren Bauern ohne viel Federlesens zu Feinden der Revolution erklärt hatte, was zu Unruhe und Mißtrauen in der Bevölkerung führte.

»Die Entscheidung, mit Entschiedenheit alle Personen zu bestrafen, die Delikte verübt haben, auch wenn sie aus unseren Reihen stammen, ist das Merkmal, das uns vom Feind unterscheidet«, kommentierte Juan José Ubeda, Delegierter des Innenministeriums für die Region VI, am 11. 3. 84 in der Zeitung »*Barricada*« die Eröffnung des Prozesses gegen 42 Militärs und Zivilpersonen, darunter Regierungsfunktionäre. Im Klima ständiger militärischer Spannungen und *Contra*-Überfälle hatten sie in den Wochen vor dem Überfall im Oktober zu »unkorrekten« Druckmethoden gegriffen, um die Auswirkungen der Unterwanderung und konterrevolutionären Bewegung im Pantasma-Tal zu unterbinden.

Die schwerwiegendsten Fälle waren der Unteroffizier Rodrigo Palacios Rivas, der eine Bäuerin beraubt und vergewaltigt hatte, und der Zivilist Carlos José Barquero, der an zwei Ermordungen und an zwei Tötungsversuchen beteiligt war und zwei weiteren Bewohnern mit dem Tode gedroht hatte. Weitere 11 Angeklagte wurden wegen leichter Delikte verurteilt.

Oft waren Familienangehörige der Verurteilten repressiven Maßnahmen konterrevolutionärer Banden zum Opfer gefallen. Nach Kommandant Ubeda können diese Umstände die Delikte jedoch keinesfalls rechtfertigen oder entschuldigen, sondern sie allenfalls erklären oder die Motive verständlich machen. Es handele sich hier um »vereinzelte Vergehen und nicht um eine Politik der Revolution. Wir möchten festhalten, daß wir diese Ereignisse strengstens verurteilen. Die Bevölkerung soll den revolutionären Behörden vertrauen können; verübte Delikte werden immer sanktioniert werden.«

Auch die oberste Leitung der FSLN nahm dazu Stellung, so *Comandante* Luis Carrión in der »Barricada« vom 6. 2. 84: »Bis vor kurzem wurde die revolutionäre Politik nicht ausreichend erklärt. Vor allem im Zusammenhang mit der Agrarreform und den Versorgungsschwierigkeiten kamen Amtsmißbräuche ans Tageslicht. (...)«

Die Selbstkritik – nicht bloß in Worten ausgedrückt, sondern auch in Taten – bestätigt den Willen der Revolution, begangene Fehler zu korrigieren. Seit Ende 1983 hat der Wiederaufbau in Pantasma nationale Priorität, sozusagen eine verspätete Wiedergutmachung.

»Castilblanco« verteidigt sich

Pantasma, 3. 1. 84

Heute möchte ich die Kooperative »Juan Castillo Blanco« besuchen. Ich gehe vorher noch einmal bei PROCAMPO vorbei, um zu fragen, ob nicht zufällig ein Fahrzeug in die Richtung fährt. Victor sagt mir, daß ich die Leute nicht mehr an dem Ort antreffen werde, wo ich sie vor zwei Jahren kennengelernt habe. Wenige Wochen vor dem Überfall waren sie umgezogen auf ein neues Gelände, näher an der Straße, wo sie mit Unterstützung des Wohnungsbauministeriums MINVAH feste Häuser für alle Familien bauen wollten. Auch sonst hatte sich vieles verändert in der Kooperative. Martín, Victors junger Kollege, erzählt mir davon.

»Ich glaube, die Gruppe hatte vor einem Jahr große interne Konflikte«, sagt er. »Wir kamen nie richtig dahinter, woran es lag. Unser Eindruck war, daß sich die Leute sehr unterschiedlich an den Arbeiten der Kooperative beteiligten und daß es Streit um die Bezahlung gab.«

»Diese verfahren Situation in der Gruppe hat sich dann vor etwa einem halben Jahr schlagartig geändert«, erzählt Martín. »Ausgelöst wurde die Veränderung, so makaber es klingt, durch die zunehmenden Aktivitäten der *Contra*. Seit Anfang des Jahres hatten diese Verbrecher ihr Operationsgebiet ausgedehnt und auch hier im Tal immer häufiger zugeschlagen. Es gab zwar keine offenen militärischen Angriffe wie jetzt im Oktober, aber es gab Brandstiftungen, Sabotage, Morde aus dem Hinterhalt und eine erschreckend hohe Anzahl von Entführungen. Die Bevölkerung sollte eingeschüchtert werden. Im Mai und Juni wurden die Gebäude der »Castilblanco« zweimal heftig beschossen. Das hat den Leuten klargemacht, daß sie als Kooperative in besonderem Maß durch den Terror gefährdet waren. Sie reagierten darauf sehr unterschiedlich. Einige haben das Tal mit ihren Familien sofort verlassen. Andere verlangten, daß Soldaten bei der Kooperative stationiert werden sollten, um sie zu schützen. Wir hielten eine Versammlung ab, an der alle Mitglieder der Kooperative teilnahmen und bei der auch Vertreter der *Frente*, der Frauenorganisation AMNLAE sowie der verantwortliche *Comandante* der Volksmilizen von Pantasma anwesend waren. Wir suchten gemeinsam nach einer Lösung der Situation. Der *Comandante* machte von Anfang an klar, daß er nicht genügend Leute hätte, um den Schutz der Kooperative auf Dauer sicherzustellen. Die Gruppe hat sich dann entschlossen, ihre Verteidigung selbst in die Hand zu nehmen, dabei wurde ihr volle Unterstützung durch die Miliz zugesichert.«

An dieser Stelle setzt Victor den Bericht fort. »Einige Familien, die diesen Beschluß ablehnten, traten daraufhin aus der Kooperative aus. Für die verbleibenden siebzehn Familien begann eine Zeit der Neuorientierung, eine Verbesserung der Arbeit auf allen Ebenen. Ich kann dir sagen, *hermano*, bei allen Nackenschlägen, die unsere Arbeit jeden Tag mit sich bringt: Es war eine Freude, der Entwicklung dieser Kooperative zuzuschauen. Die »Juan Castillo Blanco« nannte sich von da an »Kooperative mit Selbstverteidigung«, CAD. Die Männer traten geschlossen der Miliz bei, sie bekamen Waffen und organisierten regelmäßige Nachtwachen. Selbst die Ausbildung der militärisch unerfahrenen *socios* nahmen sie weitgehend selbst in die Hand. Es gab ja genügend *socios*, die im Befreiungskampf oder später beim Heer gelernt hatten, mit Waffen umzugehen. Bald ging niemand aus der Kooperative mehr ohne bewaffneten Schutz zur Feldarbeit. Seit das im Tal bekannt war, hat es auch keine weiteren Angriffe gegen die »Castilblanco«-Leute mehr gegeben.«

»Es gab jedoch einen schwachen Punkt bei der Selbstverteidigung«, fährt Victor nach einer Weile fort. »Ungefähr die Hälfte der Familien lebte so weit vom Hauptgebäude entfernt, daß ihnen die Nachtwachen nichts nützten. So wurde beschlossen, eine neue Siedlung auf der Wiese direkt an der Straße hinter El Malecón zu bauen. Du kennst das Gelände wahrscheinlich, es gehörte früher schon zur Kooperative. Francisco Brionés, der schwarze Carlitos und einige andere hatten dort schon immer ihre Häuser. Im August gingen die Bauarbeiten los. Das Bauministerium stellte das Material zur Verfügung und schickte für die ersten Häuser einige Facharbeiter, die den *campesinos* zeigten, wie man mit Zemet, Zinkblech und gesägtem Holz umgeht. Innerhalb weniger Wochen wohnten dann die meisten Familien bereits in den neuen Häusern.«

Nun ergreift Martín wieder das Wort und sagt: »Das enge Zusammenleben hat die Entwicklung der Gruppe ungeheuer gefördert. Die Frauen kamen in engeren Kontakt miteinander und fanden heraus, daß sie viele ihrer Probleme gemeinsam besser lösen konnten. Doña Viola besaß zum Beispiel eine Nähmaschine, die sie bis dahin nur für sich benutzt hatte. Die stellte sie jetzt allen zur Verfügung und zeigte ihnen auch, wie man damit einfach und billig Kinderkleidung herstellen kann. Oder Nora, Chentes älteste Tochter, die immer so stolz auf ihren Gemüsegarten oben beim Haupthaus war. Sie hatte fast alle Frauen dazu gebracht, sich in der neuen Siedlung an einem größeren gemeinsamen Garten zu beteiligen. Die Arbeit ging gut voran, die Frauen überlegten sich sogar, die Fläche noch zu vergrößern und eine eigene Kooperative zu gründen, um das Gemüse in Jinotega auf den Markt zu bringen. Ich weiß nicht, was aus all dem jetzt werden soll. Nora ist tot, sie haben sie mit den Kindern in ihrem Haus verbrannt.«

Martín bricht abrupt ab. Er und Victor schweigen jetzt.

Ich glaube, ihnen ist wieder bewußt geworden, daß alles, was sie mir zuletzt so begeistert geschildert haben, der Vergangenheit angehört, daß die Menschen von der Verteidigungskooperative »Juan Castillo Blanco« heute wieder vor dem Nichts stehen – sofern sie mit dem Leben davongekommen sind.

Ich lasse mir noch einmal die genaue Lage des Baugeländes beschreiben und mache mich auf den Weg. Ein Militärlastwagen nimmt mich mit bis zum nördlichen Dorfrand von El Malecón.

Contra-Brutalität

Mir fällt zuerst am Straßenrand das zerstörte »*beneficio*« der nahegelege-

nen staatlichen *hacienda* auf, also der Maschinenraum, in dem der Kaffee nach der Ernte geschält wurde. Auch die »Castilblanco«-Pflücker hatten ihren Kaffee vor zwei Jahren immer hier abgeliefert. Das Häuschen ist bis auf die Grundmauern niedergebrannt, verkohlte Maschinenteile liegen herum. Einige Arbeiter sind damit beschäftigt, ein neues Gebäude zu errichten.

»Wenn wir nicht in den nächsten zwei Wochen Ersatz für die Maschinen bekommen, ist der größte Teil der Kaffee-Ernte verloren«, erklären sie mir. »Jetzt ist die Haupterntezeit. Es gibt bei weitem nicht genügend Lastwagen, um den Kaffee jeden Abend zum nächsten *beneficio* in Asturias zu schaffen, und das Benzin ist noch knapper. Wenn der Kaffee länger als zwei Tage in den Säcken liegt, beginnt er zu faulen und wir müssen ihn in den Fluß kippen. Das haben diese Verbrecher ganz genau gewußt, als sie hier ihre Granaten reinwarfen.«

Ich mache einige Fotos und lasse mir zeigen, wo die Häuser der Kooperative standen. Es ist eine eingezäunte Wiese an der Straße, etwa doppelt so groß wie ein Fußballfeld. Im hinteren Teil steigt die Wiese zu einem kleinen Hügel an, und darauf erkenne ich zwischen zwei Bäumen eine aufgespannte Zeltplane. Wahrscheinlich war dort ein Beobachtungsposten eingerichtet, denn von dem Hügel läßt sich die ganze Siedlung gut überblicken. Man muß von dort oben freie Sicht über die Felder bis zum östlichen Rand des Tals gehabt haben, von wo ein Angriff am ehesten zu erwarten gewesen war. Das Baugelände war sicherlich nach solchen strategischen Überlegungen ausgesucht worden.

Ich übersteige den Zaun und sehe mich auf der Wiese um. Zwischen der Straße und dem Fuß des Hügels verteilt finde ich die Überreste von mindestens fünfzehn Häusern. Alle sind niedergebrannt bis auf den Betonfußboden. Von den älteren, die aus Lehm und Holz gebaut waren, ist nur noch ein kniehohes Wall von auseinanderfallenden Feldsteinen zu erkennen, die einmal den Sockel gebildet haben. In einem dieser alten Häuser soll Carlitos gewohnt haben, der immer zurückwollte zu seinen Leuten an die Atlantikküste. Was ist wohl mit ihm geschehen?

Die flimmernde Hitze, der Gestank nach Brand und Verwesung und der Ekel über das, was ich hier vorfinde, rauben mir fast den Verstand. Mit jedem verbeulten, rostigen Blechteller, jedem bunten Kleiderfetzen, jedem angesengten Stiefel, den ich sehe, wächst in mir die Wut. Ich finde einen zerbrochenen Bettrost, den verschmorten Rest einer Taschenlampe, Töpfe, Kaffeekörbe, einen verkohlten Sattel, Flaschenscherben. Violas Nähmaschine liegt zerbrochen im Schlamm eines Wasserlochs, Noras Garten ist von Schweinen zertrampelt und durchwühlt.

Ich finde die Ruine eines Schuppens, in dem Baumaterial für weitere Häuser gelagert war, verrostende Drahtrollen, Dutzende von verbeulten

Wellblechplatten und einen ganzen Stapel Zementsäcke, die Papierhüllen vom Regen abgewaschen, der Inhalt durch die Nässe zu einem monströsen Denkmal erstarrt.

Daneben muß ein weiterer Vorratsschuppen gewesen sein: Säcke, die einmal Dünger und Saatgut enthalten haben, liegen zerfetzt herum, der Inhalt aufgeweicht, ausgewaschen, faulend.

Ich weiß nicht, wohin mit meiner Wut, fühle mich hilflos und den Tränen nah. Schließlich fange ich an zu fotografieren. Ich will anderen zeigen, was hier geschehen ist.

Ich treffe auf drei *Milicianos*, die auf dem Hügel Wache halten. Sie gehören nicht zur Kooperative, sondern stammen aus El Malecón. Die überlebenden Männer der »Juan Castillo Blanco« seien alle mobilisiert, sagen sie mir, denn es gäbe immer noch große *Contra*-Verbände im Grenzgebiet.

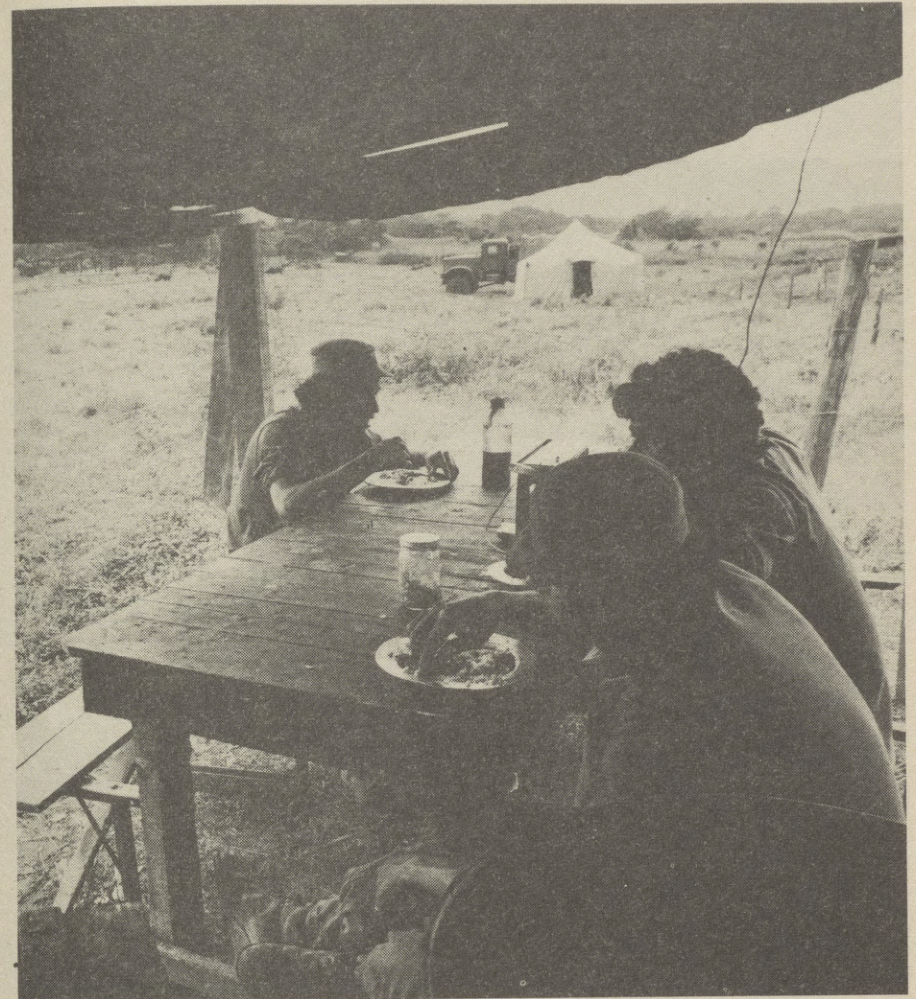
Ich begreife, daß deshalb an einen Wiederaufbau vorläufig nicht zu denken ist. Ein Teil der Mais- und Kaffee-Ernte wird nicht eingebracht werden können. Frauen und Kinder wurden vorübergehend in der Schule untergebracht.

Auch in jener Nacht seien hier oben Wachen aufgestellt gewesen, sagen mir die Männer. Sie müssen die Schießereien bei den Häusern der Lehrer und der Agrarreform gehört haben und versucht haben, von hier aus ihre Siedlung zu verteidigen.

Sieben Männer sind in den Schützengraben hier auf dem Hügel gestorben, schlecht ausgebildet, wie ich mir vorstelle, mit wenig Munition in der Tasche und eingekreist von 400 *Contras*. Habe ich mich nicht noch vor zwei Wochen darüber ereifert, daß die *Contras* in den FSLN-Zeitungen nur noch »Bestien« genannt werden?

Die *Milicianos* zeigen mir noch andere Stellen, an denen Menschen gestorben sind. Drüben am Zaun einer, der zu fliehen versuchte. In einer der Hütten, wo die frischen Blumen und das Holzkreuz liegen, eine Frau und drei kleine Kinder. Und so fort. Sechzehn Menschen sind allein hier umgebracht worden, 47 insgesamt in Pantasma.

Außerhalb des Geländes der Kooperative, zwischen den ersten Häusern von El Malecón, lag das Häuschen von Chepito, in dem er mit seiner Familie bis zu dem Überfall gewohnt hat. Auch dieses Haus ist niedergebrannt. Die *Contras* müssen sehr genau gewußt haben, wo die organisierten Bauern wohnten. Einige der Getöteten sollen sogar noch während des Überfalls von Dorfbewohnern als Sandinisten denunziert und daraufhin ermordet worden sein. Die Spitzel setzten sich nach dem Überfall mit der *Contra* nach Honduras ab.



Ich treffe auf drei Milicianos, die auf dem Hügel Wache halten...



Die Milicianos zeigten mir noch andere Stellen, an denen Menschen gestorben sind. Drüben am Zaun einer, der zu fliehen versuchte...

Bei den Überlebenden

Ich mache mich auf den Weg zur Schule, um die Überlebenden zu besuchen. Am liebsten hätte ich mich davor gedrückt, denn was kann ich in so einer Situation den Menschen eigentlich noch sagen?

Und dennoch: Der Besuch war eine positive Erfahrung, verglichen mit den schmerzlichen Begegnungen gestern und heute.

Neben dem Schulhaus war unter einem Strohdach eine provisorische Küche entstanden. Dort traf ich einige Frauen und viele Kinder, die alle so sehr beschäftigt waren, daß sie mich zunächst kaum wahrnahmen.

Am Herd erkannte ich *Doña Maura*. Ich sah ihre Trauerkleidung und ihr ausdrucksloses Gesicht und wußte, daß auch *Don Chente*, ihr Mann, bei dem Überfall umgekommen war.

Mich verließ der Mut: *Don Chente* tot, *Chepito* tot, *Nora* mit ihren Kindern verbrannt. In diesem Augenblick konnte und wollte ich nichts mehr hören.

Außer *Doña Maura* und einigen Kindern erkannte ich vom letzten Besuch nur *Trinidad*. Sie führte mich von den Frauen fort. Eine Zeitlang gingen wir schweigend nebeneinander her. Dann wies *Trinidad* auf das Gelände und sagte, daß auf der anderen Seite der Schule eine zweite Küche, die »Küche für die Kinder«, eingerichtet worden war. Dort wurde das gleiche Essen wie in der ersten zubereitet, Tortillas, Reis und Bohnen. Aber zusätzlich gab es noch Fleisch, Gemüse und Milch. Die Ernährung der Kinder wird durch einen Zuschuß von INSSBI, dem »Amt für soziale Sicherheit«, aufgestockt, deshalb die getrennten Küchen.

»Früher hat jede Frau nur für ihre eigenen Kinder gekocht«, sagt *Trinidad*. »Du hast es ja selbst erlebt, oben in der alten Kooperative. Aber jetzt sind so wenige von uns übrig, und es gibt so viel Arbeit bei der Kaffee-Ernte. Deshalb bleiben jeden Tag nur drei Frauen zu Hause und kümmern sich um alle Kinder. Die anderen nehmen sich ihr Essen mit und bleiben den ganzen Tag draußen beim Kaffeepflücken. Es ist einfach besser so. Man kann in Ruhe arbeiten und muß nicht dauernd Angst haben, daß zu Hause die Kinder schreien, weil sie Hunger haben. Wenn wir die neuen Häuser bauen, dann muß auf jeden Fall eine Gemeinschaftsküche dabeisein.« Sie sagte, sie müsse wieder zu den Frauen und ihrer Arbeit zurück, und wenn ich Zeit hätte, solle ich ruhig zum Essen dableiben. Später würde ein Mitglied des Vorstands kommen, das könne mir sicher noch mehr erzählen.

Isidoro Rodríguez, der bald darauf bei der Schule eintrifft, kannte ich noch nicht. Er erklärt, er gehöre zum Vorstand der Kooperative »*Jacinto*



Neben dem Schulhaus war eine provisorische Küche entstanden...

Hernández«, die am gleichen Tag wie die »Juan Castillo Blanco« zerstört wurde. Im Augenblick leben hier die Überlebenden beider Kooperativen. Sie werden wohl auch zusammenbleiben und gemeinsam eine neue Kooperative aufbauen, weil jede Gruppe für sich zu klein dafür wäre.

Isidoro erzählt von den Anfängen der beiden Kooperativen. Die Geschichte der »Jacinto Hernández« beginnt mit einer Landbesetzung. Unmittelbar nach dem Sieg der Revolution nahmen sich 25 *campesino*-Familien ein Stück brachliegendes Land und begannen mit der gemeinschaftlichen Bewirtschaftung. Es dauerte rund 2 Jahre, bis das Gesetz über die Agrarreform verabschiedet, ihre Kooperative formal anerkannt und der Boden als Besitz der Gruppe ins Grundbuch eingetragen wurde. Isidoro erinnert sich noch genau an den »Acto de Entrega de Títulos«, das Fest, das veranstaltet wurde, als sie die Besitzurkunden durch einen INRA-Vizeminister aus Managua überreicht bekamen. Zuvor hatten einige von ihnen auf Drängen von PROCAMPO noch einen Kurs über »cooperativismo« absolviert, bei dem sie gelernt hatten, mit Planung und Buchführung, Organisation und Kreditbeschaffung umzugehen.

Bei dieser Gelegenheit lernten sie übrigens auch die Leute von der »Castilblanco« kennen, die ebenfalls kurz vor ihrer Gründung stand.

Den zunehmenden militärischen Druck der *Contra* hatte die »Jacinto Hernández« besonders zu spüren bekommen, denn ihr Grundstück lag einige Kilometer entfernt von der Straße im unübersichtlichen Gelände von El Charcón. Die Kooperative nahm deshalb sehr schnell die Form einer Selbstverteidigungs-kooperative an. Sie gab sich eine militärische Struktur, erhielt Waffen und organisierte Nachtwachen. Trotzdem wurde die »Hernández« am 25. Juni 1983 zum ersten Mal von einem vorbeiziehenden Trupp *Contras* angegriffen. Zwei *campesinos* wurden verletzt, dann zogen sich die Angreifer zurück.

Der nächste Angriff fand einen Monat später, am 18. Juli, statt. Als sich die meisten Männer gerade auf den Weg nach Managua zur Feier des 19. Juli machen wollten, wurden die Häuser der Kooperative morgens um neun Uhr und noch einmal nachmittags um drei Uhr beschossen. Diesmal zogen sich die *Contras* zurück, ohne Schaden angerichtet zu haben.

Und dann fanden sie sich am Morgen des 18. Oktober gleich von 200 *Contras* eingekreist. Die *campesinos* hatten keine Chance gegen die schweren Waffen, die gegen sie eingesetzt wurden. Elf von zwölf anwesenden Männern fielen in dem ungleichen Kampf. Fünf, darunter Isidoro, leben nur deshalb noch, weil sie zu der Zeit mit ihrer Milizeinheit unterwegs waren. Frauen und Kindern passierte weniger, weil es für sie einen unterirdischen Schutzraum gab. Dort sei zwar eine Granate hinein-

geworfen worden, aber es ging glimpflich ab, weil der Raum knietief unter Wasser stand. Zerstört wurde an jenem Tag alles, was sie besaßen.

Von den Witwen aus beiden Kooperativen sind einige mit ihren Kindern zu Verwandten in anderen Teilen des Landes gezogen; andere, darunter *Doña Maura*, sind geblieben.

Die Gruppe soll neues Land bekommen, wahrscheinlich im vorderen Teil des Tales, wo es sicherer ist. Aber daran ist erst zu denken, wenn die Männer zurück sind. Im Augenblick sind bis auf zwei alle mobilisiert. Schon in wenigen Wochen werden die Leute in eine andere Behelfsunterkunft umziehen müssen, in eine Holzbaracke in Las Praderas, denn das Schulhaus wurde ihnen nur für die drei Ferienmonate zur Verfügung gestellt.

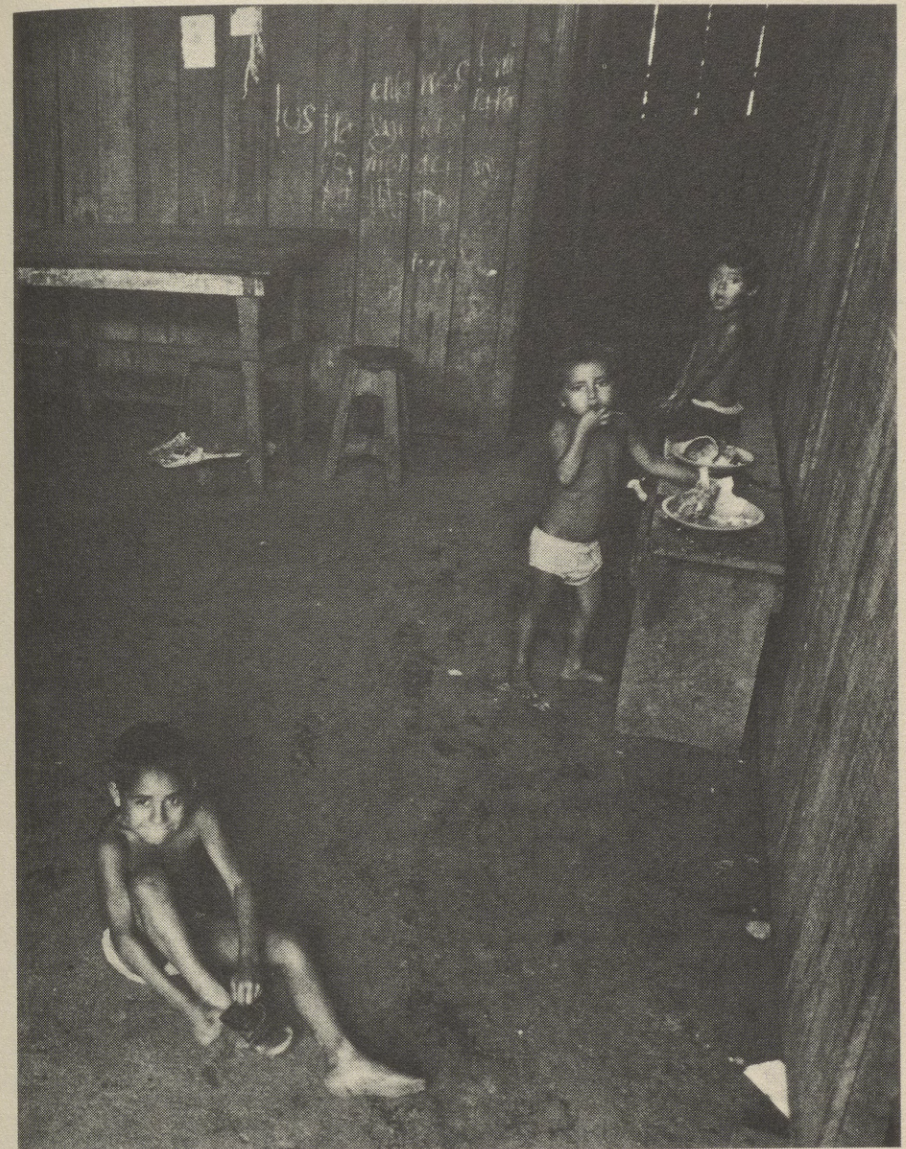
Wir sprechen darüber, wie schwierig diese provisorische Situation für die Gruppe ist. Unmittelbar nach dem Überfall haben sie von vielen Seiten materielle Hilfe erhalten: Eine Textilfabrik schickte Matratzen und Kleider für alle, eine Kooperative aus Sebaco sammelte 8700 *Cordoba*, die deutschen *internacionalistas* in Managua richteten ein Sonderkonto ein, und der wöchentliche Zuschuß von INSSBI sichert die Ernährung der Kinder. Jetzt geht es für die Überlebenden im Schulhaus darum, ihren Alltag zu organisieren. Zwei Dutzend Frauen und Jugendliche nehmen schon wieder an der Erwachsenenbildung teil (das müssen fast alle sein, die über 13 Jahre alt sind), die Jüngeren werden weiter hier zur Grundschule gehen.

Zum Abschied stellt *Don Isidoro* mir seinen 13jährigen Sohn *Miguel* vor. Der wisse inzwischen auch schon, wie man mit der AK und der BZ, den beiden meistgebrauchten Gewehren, umgehe, er selbst habe ihm das beigebracht. Miguel müsse das Gewehr übernehmen können, wenn er, der Vater, einmal umgebracht würde. Isidoro sagt das ohne Stolz, eher als Anklage gegen die, die dieses Kind zwingen könnten, die Familie, das Dorf mit der Waffe in der Hand zu verteidigen.

Alarm

Pantasma, 4. 1. 84

Nun habe ich meinen Grundwehrdienst nachgeholt, und das kam so: Um 9 Uhr abends legten wir uns schlafen. Wir waren zu siebt, ich war der einzige, der Hose und Schuhe auszog. Jemand witzelte, ich sei wohl außer Dienst. Ich verstand nicht sofort, was er meinte. Zwanzig Minuten später krachten draußen Schüsse. Vielleicht fünf direkt hintereinander,



Schon in wenigen Wochen werden die Leute in eine andere Behelfsunterkunft umziehen müssen, in eine Holzbaracke in Las Praderas...

eine »rafa« nennt man das, eine Salve. Sie kamen aus Richtung ENCAFE, weniger als hundert Meter entfernt.

Wortlos und ohne Licht zu machen, springen alle sofort aus den Betten, laden ihre Gewehre durch und beginnen, die Rucksäcke zu packen. Ich verheddere mich natürlich zuerst mit den Hosenbeinen und kriege dann den Gürtel nicht zu, weil meine Hände zittern. Wir schleichen auf den Balkon, horchen minutenlang in die Nacht hinaus. Außer den Hunden in der Nachbarschaft scheint alles ruhig. In der Entfernung hören wir noch zwei Gewehrsalven, aber am Klang identifizieren die *compas* die AK, das Gewehr der Leute auf unserer Seite.

Reinaldo, der *responsable*, fragt, ob ich wisse, wie man mit der AK umgeht, verbessert sich dann, ob ich es wissen wolle, oder ob das für mich »problematisch« sei. Nein, ist es plötzlich nicht mehr. »Zeig mir's!« Innerhalb von einer Minute weiß ich im Dunkeln, wie man ein leergeschossenes Magazin auswechselt, wie man durchlädt, entsichert und wie man die Patrone wieder aus dem Lauf holt.

Wir gehen runter ins Erdgeschoß, bringen das Geld in Sicherheit, dann raus vors Haus und in Deckung.

Ich frage mich nachträglich, ob ich Angst hatte, und es kommt nichts Gescheites dabei heraus: Ich glaube, in solch einer Situation hat niemand »Angst«. Wenn mir die Raketen in Europa zu abstrakt waren, um davor Angst zu bekommen, so war mir diese feindselige Dunkelheit ringsum, das Blaffen der Hunde, das Schnappen der Gewehrschlösser und das ewig verdächtige Rascheln in den Büschen viel zu real dazu. Es gab eigentlich nur den Gedanken: Was ist jetzt das Beste? Richte ich mit der Knarre nicht mehr Schaden an als Nutzen, wenn es wirklich losgeht?

Ich versuche, mich in die Lage der Kooperativenbauern zu versetzen. Für sie und für jeden *miliciano* im Tal von Pantomima sind solche Nächte im Schützengraben seit Monaten zum festen Bestandteil des Alltags geworden. Was ich jetzt erlebe, die Kälte, die aus der Erde in meine bewegungslosen Glieder kriecht, der Kampf gegen die aufkommende Müdigkeit und der Zwang zur Konzentration auf etwas, das ich gar nicht kenne, das irgendwo da draußen herumschleicht, all dem sind die Menschen hier regelmäßig ausgesetzt. Ob es drei, vier oder fünf halbe Nächte pro Woche sind, die sie so zubringen müssen, können sie dem Nachwachsendienstplan entnehmen. Was ist das für ein Leben?

Ich verstehe plötzlich die Bauern sehr gut, die es vorgezogen haben, die Kooperative und das Tal zu verlassen und sich irgendwo anders mit leeren Händen eine neue Existenz aufzubauen.

Nachdem über eine Stunde nichts passiert war, holten wir die Matratzen ins Erdgeschoß und legten uns schlafen, diesmal aber alle ordent-

lich angezogen und mit einer Hand am Gewehr. Reinaldo blieb als Wache draußen.

Heute früh stellte sich dann heraus, daß bei ENCAFE ein besoffener Mechaniker einen Orangenbaum erschossen hatte! Beim Frühstück waren alle müde und betont unrasiert, ansonsten scheint der Vorfall ziemlich normal gewesen zu sein.

Von der *Contra* verschleppt

Ich gehe zum Gesundheitsposten, um einen Brief für Barbara, die Krankenschwester aus Österreich, abzugeben. Ich treffe Barbara auch an, nur ist sie momentan sehr beschäftigt, vor dem Haus steht eine endlose Schlange von Patienten, Frauen mit Kindern in der Mehrzahl. Während der Mittagspause habe sie etwas Zeit, um mit mir zu reden, wenn ich wolle.

Als wir beim Mittagessen in einem kleinen Laden sitzen, kommt Barbara selbst auf den Morgen des Überfalls zu sprechen.

»Als ich die Schießerei hörte, bin ich gleich rüber zum Gesundheitszentrum gerannt«, erzählt sie. »Dort trafen dann auch ziemlich schnell alle meine Kollegen ein, wie es für einen solchen Fall abgesprochen war. Natürlich wußten wir, daß es gefährlich war, dort angetroffen zu werden, aber was hätten wir machen sollen? Es war ja klar, daß viele Verletzte zu versorgen waren, und deshalb mußten wir dort sein, wo uns die Leute suchten. Wir versorgten dann eine ganze Reihe von scheußlichen Schuß- und Brandverletzungen. Das Verbandsmaterial reichte hinten und vorn nicht, wir mußten uns mit allen greifbaren Stoffetzen behelfen. Am Nachmittag tauchten dann einige *Contras* in diesen lächerlichen blauen Uniformen im Zentrum auf und zwangen uns alle, mit ihnen zu kommen. Sie brachten uns zu einem Lager, das sie am nördlichen Tal- ausgang aufgeschlagen hatten. Dort zwangen sie uns mit vorgehaltenen Gewehren, zwei ihrer Kumpanen zu operieren. Um die Zeit hatte ich mit meinem Leben schon abgeschlossen. Ich habe mich eigentlich nur noch geärgert über diese bodenlose Dummheit, uns während der Operation mit Pistolen vor der Nase rumzufuchteln. Was dachten die eigentlich, was wir tun könnten? Ich habe sie dann auch zünftig angefaucht, sie sollten ihre Pfoten da wegnehmen. Mir war alles egal.

Nach der Operation haben sie uns dann noch einige Stunden weiter mitgeschleppt in ein weiteres Lager. Dort begannen zwei der Anführer in unserer Gegenwart, lang und breit zu beraten, ob sie uns gleich an Ort und Stelle umbringen oder lieber mit nach Honduras nehmen sollten.

Mich als Ausländerin haben sie dann gesondert verhört. Wieso ich für die Sandinisten arbeite, wollte einer wissen, ob ich Kommunistin sei. Mir fiel nichts Besseres ein in meinem Zorn, als ihn zurückzufragen, was er denn am Kommunismus auszusetzen hätte. Da war er so perplex, daß er in der Richtung keine Fragen mehr stellte. Ich wette, der Dummkopf hat nicht einmal gewußt, was Kommunismus ist!

Am nächsten Morgen haben sie uns freigelassen. Ich weiß nicht, ob meine Nationalität den Ausschlag gegeben hat, oder ob sie Anweisungen aus Honduras bekommen hatten, oder wie es sonst dazu kam. Sie besaßen sogar noch die Frechheit, uns Geld für unsere geleisteten Dienste anzubieten.

Mich nahm der Anführer zum Schluß noch zur Seite und erklärte in förmlichen Ton, seine ‚Organisation‘ wolle sich für den Mord an Tonio Pflaum, dem deutschen Arzt aus Wiwilí, entschuldigen. Das sei ein Versehen gewesen. Da hat's mir wirklich die Sprache verschlagen.«

Arbeit im Gesundheitswesen...

Wir kommen auf ihre Arbeit zu sprechen. Barbara bestätigt, daß die Vorsorgeuntersuchungen für Kleinkinder den breitesten Raum einnehmen. Daneben habe sie in letzter Zeit immer mehr mit direkten Kriegsauswirkungen zu tun. »Schußverletzungen mit den einfachsten Mitteln zu versorgen, die man sich vorstellen kann, ohne Narkose, ohne steriles Besteck, das habe ich erst hier gelernt. Man lernt schnell, wenn es nicht anders geht. Aber die Auswirkungen der Kriegssituation reichen weiter: Seit dem Überfall haben wir immer mehr Frauen in der Sprechstunde mit den absonderlichsten Symptomen, die du dir vorstellen kannst. Es gibt keinerlei feststellbare körperlichen Ursachen, und trotzdem leiden die Frauen unter starken Schmerzen oder Schlaflosigkeit, können nicht essen, erleiden Fehlgeburten. Das sind mit Sicherheit psychosomatische Geschichten. Und ich glaube, die Frauen wissen das auch. *Doña Trinidad* von der ‚Juan Castillo Blanco‘ zum Beispiel hat immer wieder tagelang schwere Kopfschmerzen; sie sagt selbst darüber, sie leide an ‚ihrer Taurigkeit‘.«

Für die Programme der vorbeugenden Medizin, die sonst in Nicaragua so großgeschrieben werden, haben sie hier kaum die Zeit und das Personal. Es werden gelegentlich Wochenendkurse veranstaltet, bei denen sie versuchen, Leute aus den Dörfern über die grundlegendsten Fragen der Hygiene und der Gesundheitsvorsorge zu unterrichten. Sie sollen dann zu Hause ihren Leuten das Gelernte weitergeben und es in die

Praxis umsetzen. »Solange hier Krieg herrscht, bleibt das alles nur Stückwerk«, sagt Barbara. »In vielen Gegenden rund ums Tal erreichen wir die Leute schon gar nicht mehr. Die letzten beiden Impfkampagnen hatten hier in Pantasma ganz extrem niedrige Beteiligungsquoten, und zwar einfach deshalb, weil wir uns mit dem Impfstoff gar nicht mehr bis zu den entlegeneren Dörfern und Höfen am Rand des Tals vorwagen konnten. Von hier aus nach Norden können sich Regierungsangestellte nur noch unter massivem militärischen Schutz bewegen.«

...und in der Erwachsenenbildung

Einer der Lehrer, Mauricio aus Masaya, hat mir angeboten, ihn heute nachmittag zu einem »*Colectivo de Educación Popular*« (CEP) zu begleiten, um mir den Unterricht der Erwachsenenbildung anzuschauen. Wir fahren vom Haus der Lehrer aus einige Kilometer mit der öffentlichen *camioneta* in Richtung Jinotega und steigen in der Gegend von Loma Alta aus. In der Umgebung der Straße leben die Familien, die zum CEP »Carlos Fonseca« gehören.

Als wir beim Haus der *maestra popular* (Volkslehrerin) ankommen, sind nur ihre Schwägerin und einige kleine Kinder da, die anderen sind noch beim Kaffeepflücken. Nach einigem Warten beginnt die Unterrichtsstunde: Stufe 1, Lektion 7, Sprachunterricht. Thema: Holz.

Das Arbeitsheft, das dafür zur Verfügung steht, gefällt mir sehr gut. Es sind darin die wichtigsten Baumarten abgebildet. In Frageform werden wirtschaftliche und ökologische Bedeutung jeder Art angesprochen, ebenso ihr Gebrauchswert und Fragen der Holzverarbeitung. Dabei ist immer viel Platz freigelassen zum Ergänzen örtlicher Besonderheiten, persönlicher Erfahrungen und Beobachtungen. Aus diesem Stoff werden dann alle möglichen Buchstabier-, Lese- und Schreibübungen abgeleitet.

Nur: Von sechs erwachsenen Schülern ist heute bloß einer erschienen. Von den andern hat sich einer wegen der Kaffee-Ernte entschuldigen lassen, einer ist mobilisiert, die anderen sind in letzter Zeit nur sehr unregelmäßig erschienen. »Die Leute haben Angst«, erklärt mir die Lehrerin Rosa, die selbst als Schülerin zu einem anderen CEP der 3. Stufe gehört. »Seit bei dem Überfall sogar Leute umgebracht wurden, weil sie von ihren Nachbarn als besonders eifrige Teilnehmer an der ‚kommunistischen Erwachsenenbildung‘ denunziert worden waren, und seit wir alle wissen, was mit den Lehrern geschehen ist, weiß ich gar nicht mehr, wie ich die Schüler zum Weitermachen ermutigen soll.«

So geht der Unterricht, der im Sinne von Paolo Freires »Pädagogik der Unterdrückten« auf Kommunikation in der Gruppe angelegt ist, mit nur einem Schüler sehr schleppend über die Bühne. Rosa gibt sich die größte Mühe, und auch der »Schüler«, Don Silvio, ein großer, muskulöser *campesino* von mindestens 40 Jahren, legt sich mächtig ins Zeug. Trotzdem bleibt das Ganze eine zähe Angelegenheit.

Rosa stellt mich ihrem Vater vor. Er begegnet mir mit ausgesuchter Höflichkeit. Schließlich reicht er mir seine Hand und verabschiedet mich mit dem Satz, mein Besuch sei eine Ehre für *la casa humilde* – das bescheidene Haus – gewesen.

Über diesen in Nicaragua sehr gebräuchlichen Begriff »*humilde*« habe ich mich neulich bei einem Fläschchen Rum mit Matthias in Managua unterhalten.

»Bescheiden« ist als Übersetzung viel zu dünn. »Demut« gehört dazu, »Friedfertigkeit«, die Überzeugung, daß alles im Leben vorherbestimmt sei, Ruhe, Ergebenheit, ein Minimum an Bedürfnissen, das Fehlen von Ehrgeiz, die selbstverständliche Bereitschaft zu leiden und eine beeindruckende Würde. Diese Grundhaltung der *campesinos* nötigt mir Respekt ab. Sie mag auch Grund dafür sein, daß es in den sechziger Jahren zunächst die Städter, die Intellektuellen waren, die den Kampf für die Befreiung des Landes aufnahmen, und die Bauern diejenigen, die sich zögernd anschlossen.

5. 1. 84

Ich verabschiedete mich sehr herzlich von den Lehrern und fahre nach dem Frühstück mit der *camioneta* zurück nach Jinotega. Für mich ist klar, daß ich zum Wiederaufbau in Pantasma beitragen will. Ich bin gespannt, ob sich bewahrheitet, was ich irgendwann in der letzten Zeit in Managua gehört habe: Pantasma soll zum Hauptprojekt der Solidaritätskomitees in der BRD vorgeschlagen werden. Das wäre toll! Es gibt eine ganze Menge zu lernen von den Menschen in diesem Tal.



Einige Wochen später besuchte ich mit Freunden noch einmal Pantasma. Die Regionalregierung in Matagalpa hatte sich inzwischen für einen vollständigen Wiederaufbau in dem Tal entschieden und allen dazu notwendigen Maßnahmen oberste Priorität eingeräumt. Wir kamen, um mit den unmittelbar Beteiligten über die ersten Schritte zu sprechen und zu klären, wie

ein Beitrag der westdeutschen Solidaritätsbewegung dazu aussehen könnte. Was wir im Tal sahen, bestätigte unseren Optimismus:

Pantasma, 25. 2. 84

Das Gelände der Kooperative ist unverändert, ebenso die Situation der Überlebenden in der Schule. Allerdings haben sie es inzwischen unter Mithilfe der Dorfbewohner geschafft, die ganze Kaffee-Ernte einzubringen, womit niemand gerechnet hatte. Außerdem waren Beamte vom Wohnungsbauministerium hier und haben mit der Kooperative über die Bauplanung für eine neue Siedlung gesprochen. Sie soll in Las Praderas entstehen, in unmittelbarer Nachbarschaft vom PROCAMPO-Büro. Dieses Büro ist inzwischen übrigens wieder aufgebaut und ebenso die Bank. Aus den Resten der acht verbrannten Traktoren haben sie wieder einen zusammengebastelt, der funktioniert, und vier neue stehen daneben.

Am Nachmittag, bevor wir uns auf den Rückweg machen, schauen wir noch im Haus der Lehrer vorbei. Reinaldo fragt, ob wir ihn nicht mit nach Jinotega nehmen könnten, wo seine Familie wohnt. Unterwegs erzählt er, sie hätten zwar weiterhin Schwierigkeiten, Lehrer für diese Gegend zu gewinnen, aber die Bevölkerung würde sich jetzt sehr bereitwillig an allem beteiligen. Dabei spielt es sicherlich eine wichtige Rolle, daß inzwischen im Tal eine Militärschule eingerichtet worden ist. Dort ist jetzt ständig ein Bataillon Wehrpflichtiger stationiert, so daß Überfälle größeren Ausmaßes für alle Zukunft ausgeschlossen erscheinen.

»Die Leute gewinnen wieder Vertrauen«, sagt Reinaldo zum Schluß. »Sie sehen, daß wir den Wiederaufbau entschlossen angepackt haben und daß wir bereit waren, Fehler unserer Leute zu korrigieren. Deshalb sind sie auch bereit, sich gegen die fortdauernde Bedrohung zur Wehr zu setzen.«

1985
*Wiederaufbau im Tal
von Pantomä*



„Als wir nach dem Überfall unsere Toten begraben hatten und vor den Ruinen unserer Häuser standen, hätte keiner von uns daran geglaubt, daß dieser Tag kommen würde. Wir wollten an nichts mehr glauben, weil wir nicht mehr enttäuscht werden wollten. Und jetzt ist es wahr: Wir sitzen wieder in unseren eigenen Häusern, wir essen jeden Tag unsere Tortilla mit frijolitosen, und unsere Kinder tanzen die Piñata.“



Neue Wirtschaftsmaßnahmen

Matagalpa, 7. 7. 85

Ich komme nachmittags mit dem Bus aus Managua an. An der Busstation bietet sich das gewohnte Bild: endlose Schlangen von wartenden Menschen. Die Transportprobleme scheinen sich seit meinem letzten Besuch noch verschlimmert zu haben, zudem sind die Fahrpreise kräftig angestiegen. Die neue Wirtschaftspolitik, die seit dem Frühjahr in Kraft ist, hat auf den ersten Blick zwei widersprüchliche Auswirkungen: Für uns Ausländer ist das Leben durch die Freigabe des Dollarkurses märchenhaft billig geworden. So billig, daß ich mich oft schäme, wenn ich mir ausrechne, für welche Pfennigbeträge ich mich jetzt satt essen oder von einer Stadt zur nächsten fahren kann. Für die Nicaraguaner hingegen hat der Wegfall aller wesentlichen Subventionen den Einkauf von Grundnahrungsmitteln, den Transport und viele andere Dinge des täglichen Bedarfs empfindlich verteuert. Ob diese Maßnahmen, die aus akuter Not geboren sind, langfristig zu einer Stabilisierung der Wirtschaft des Landes führen werden, wagt heute noch niemand zu beurteilen. Klar ist jedenfalls, daß der Dollarschwarzmarkt in Managua über Nacht verschwunden ist.

»Gaseosa, gaseosa!« – »fresco de limón!« »Aquí el agua más helada de Matagalpa!« Zwischen den Reihen geduldig wartender Menschen bewegen sich ganze Scharen von Kleinhändlern, Frauen und Kinder hauptsächlich, aber auch Männer jeden Alters darunter. Mit gellenden Rufen preisen sie ihre Ware an: Büschel von zugeknöteten kleinen Plastikbeuteln, die Saft, Limonade oder kaltes Wasser enthalten. Tortillas mit Fleisch, Käse oder Salat, Früchte, Gebäck, Zigaretten, Medikamente. Auch hier ist mein Eindruck, daß sich die Lage eher verschärft hat. Immer mehr Straßenhändler bieten ihre Waren an, und die Reisenden verhalten sich deutlich sparsamer als in vergangenen Jahren.

Das Anwachsen des Kleinhandels und das gleichzeitige Fehlen von Arbeitskräften in der Produktion gehören zu den Problemen, die mit Hilfe der »neuen ökonomischen Maßnahmen« eingedämmt werden sollen. Die Löhne in allen Produktionsbereichen wurden kräftig erhöht. Gleichzeitig soll durch eine strikte Preisüberwachung, vor allem bei den Gütern des Grundbedarfs, der Zwischenhandel seine Attraktivität verlieren.

Die Straßenhändler sollen auf diese Art bewegt werden, aufs Land zurückzukehren und sich ihren Lebensunterhalt wieder in der Produktion zu verdienen. Ob dieser Drahtseilakt gelingt und nicht in eine unkontrollierte Inflation umkippt, wird davon abhängen, wie sich die Preiskontrollen in der Praxis durchführen lassen. Im Moment wird auf den Marktplätzen mehr geschimpft als je zuvor.

Abgesehen von der Busstation ist Matagalpa am Sonntag ein verschlafenes Nest. Ich schaue mich etwas in den Straßen um. Die neuen Parolen und Plakate an den Hauswänden spiegeln wider, was das Land während der letzten zwei Wochen in eine Welle hektischer, angstvoller Aktivität gestürzt hat: die Drohung eines direkten Angriffs durch US-Streitkräfte, mit dem für den 4. Juli gerechnet wurde. Woher dieses genaue Datum kam, weiß ich nicht, aber die Zeit vor dem 19. Juli, dem Jahrestag der Befreiung, ist immer eine Zeit gewesen, in der die Angriffe gegen Nicaragua an Häufigkeit und Brutalität zunahmen. Daß die Invasion am 4. nicht stattfand, hat zu einer leichten, kaum merklichen Entspannung geführt, es herrscht weiterhin überall erhöhte Alarmbereitschaft.

Das große Umsiedlungsprojekt

Abends besuche ich Barbara, die schon seit einem Jahr nicht mehr in Pantasma arbeitet und jetzt in einem Gesundheitszentrum in der Nähe von Matagalpa angestellt ist. Sie hat weiterhin Kontakt zu den Menschen im Tal und war in den letzten Monaten mehrmals zu Besuch dort. Sie berichtet mir über die großangelegten Umsiedlungsmaßnahmen, die im letzten Vierteljahr in der Region VI (Matagalpa/Jinotega) und der benachbarten Region I (Estelí) durchgeführt wurden oder noch im Gange sind.

Notwendig wurden diese Maßnahmen, weil es der *Contra* offensichtlich gelungen war, sich an vielen Stellen im gebirgigen, schwer zugänglichen Norden dieser beiden Regionen festzusetzen und sich die Bevölkerung dieser spärlich besiedelten Grenzgebiete gefügig zu machen. Sie taten dies mit Geld und Propaganda, wenn nötig auch mit Gewalt.

»Die *campesinos* konnten sich den Forderungen der *Contra* gar nicht entziehen«, sagt Barbara. »Wenn ein Trupp Bewaffneter vor dem Haus auftaucht und Unterkunft oder Verpflegung verlangt, müssen ihnen die Bauern das geben, gleichgültig, ob sie es gegen Bezahlung tun oder gezwungenermaßen. Wer das Gewehr hat, befiehlt da oben in den Bergen. Auf die gleiche Art haben sie die Leute auch für Spitzeldienste mißbraucht und sogar Kämpfer rekrutiert. Allein aus der Umgebung Pantasma

mas wurden im vergangenen Jahr 300 Menschen entführt und in die Ausbildungslager der *Contra* nach Honduras verschleppt. Es gibt nur einen Weg, sich all dem zu entziehen, und das ist die Flucht. Jeden Tag kommt eine *campesino*-Familie mit Sack und Pack in Matagalpa an. Die Leute verlassen überstürzt ihre Felder und ihr Haus in den Bergen und suchen sich eine neue Existenz hier in der Stadt oder in Managua. Sie schließen sich dem Heer der Straßenhändler und Schuhputzer an, um zu überleben.

Aber was fast noch schlimmer ist: Die Sandinisten waren auch auf dem besten Weg, ihre politische Glaubwürdigkeit bei den Bewohnern der Grenzregion zu verlieren. Sie hatten den Propagandalügen der *Contra* ja nichts mehr entgegenzusetzen. Die Agrarreform, die Impfkampagnen, die Erwachsenenbildung, überhaupt alle fortschrittlichen Programme konnten nur noch in den größeren Dörfern durchgeführt werden. Ein paar Kilometer abseits der Straßen und Dörfer fand nichts dergleichen mehr statt, weil es zu gefährlich geworden war. Du kannst nicht jedem Lehrer und jeder Krankenschwester eine bewaffnete Eskorte mitgeben. Es mußte ganz dringend etwas geschehen.«

Und es wurde auch etwas getan: Seit März wird der »*Plan Via*« in die Tat umgesetzt. Etwa 7.000 Familien werden aus den am stärksten bedrohten Gebieten evakuiert und bekommen innerhalb der Region eine neue, sichere Existenzmöglichkeit angeboten, die sie davon abhalten soll, in die Städte abzuwandern. An den Straßen, die nach wie vor unter Kontrolle des Heeres sind, oder angegliedert an bestehende Dörfer, deren Schutz durch die Bewaffnung der Bevölkerung gewährleistet erscheint, wurden unter Aufbietung aller Kräfte neue Siedlungen, sogenannte »*asentamientos*«, aus dem Boden gestampft, die aus 30 bis 100 sehr einfachen Wohnhäusern bestehen. Jedes *asentamiento* soll so schnell wie möglich eine eigene Schule, eine Gesundheitsstation, eine Kinderkantine und einen Verteidigungsposten erhalten. Die enormen Kosten für dieses kurzfristig beschlossene Programm mußten durch Einsparungen in fast allen Ministerien abgedeckt werden.

Wieweit die Umsiedlungen inzwischen durchgeführt sind, weiß Barbara nicht. »Ich weiß nur, daß im Einzugsgebiet von Pantasma über 300 Familien betroffen sind. Die Verantwortlichen von der FSLN sind vor einigen Wochen von Haus zu Haus gegangen und haben den Betroffenen Einzelheiten des Plans erklärt. Jede Familie bekam die Zusicherung, daß ihr der Staat am Ort der Neuansiedlung Land zur Verfügung stellt, das von Größe und Qualität dem entspricht, was sie zurücklassen mußte. Etwa 70 Prozent der Befragten sollen sich mit der Umsiedlung einverstanden erklärt haben. Es wird ja niemand gegen seinen Willen umgesiedelt. Sie haben den Leuten allerdings gesagt, daß man die Ge-



Etwa 7.000 Familien werden aus den am stärksten bedrohten Gebieten evakuiert und bekommen innerhalb der Region eine neue, sichere Existenzmöglichkeit angeboten...

bierte nach der Evakuierung als Kriegsgebiete betrachten müsse, in denen auch mit schweren Waffen gegen die *Contra* vorgegangen wird. Also, von ‚Freiwilligkeit‘ kann man bei der Umsiedlung auch nicht sprechen, das wäre eine Beschönigung. Nicaragua ist ein Land im Kriegszustand.«

Ein Gespräch mit Edgar Herrera

Matagalpa, 8. 7. 85

Ich gehe morgens ins Büro des Wohnungsbauministeriums und frage, ob es nicht eine Mitfahrgelegenheit nach Pantasma gäbe, und habe Glück: Am Nachmittag wird ein Lastwagen mit Zement hinfahren.

In der Wartezeit treffe ich Edgar Herrera, den Verantwortlichen vom Ministerium für Wohnungsbau für die Region VI, den ich von seinem Besuch in der Bundesrepublik im vergangenen Jahr kenne. Er ist natürlich sehr beschäftigt, nimmt sich aber in seiner Mittagspause Zeit, um mir Auskunft über den aktuellen Stand der Bauplanungen in Pantasma zu geben:

»In der ersten Zeit nach dem großen Überfall ging es darum, schnell neuen Wohnraum für die obdachlosen Familien zu schaffen. So entstanden bis Ende 1984 zwei neue Siedlungen in Loma Alta und Las Praderas, in denen die beiden Kooperativen heute leben. Die Baubrigaden aus der Bundesrepublik haben durch ihre Mitarbeit und die teilweise Finanzierung des Baumaterials dazu entscheidend beigetragen.

Gleichzeitig war uns aber klar, daß wir eine grundlegende Veränderung der Siedlungsstruktur im Pantasma-Tal langfristig anstreben mußten, wenn wir für die Bevölkerung eine Verbesserung der Lebensbedingungen erreichen wollten. Die gegenwärtige Siedlungsstruktur hat ihren Ursprung in den Landbesitzverhältnissen der Somoza-Zeit. Der beste Boden für Wohnbebauung und Landwirtschaft war in den Händen weniger Großgrundbesitzer konzentriert. Die ärmere Bevölkerung mußte sich auf dem ungünstigen Gelände entlang der Durchgangsstraße nach Wiwili ansiedeln. Über ein 6 Kilometer langes Teilstück dieser Straße sind heute die Häuser der drei größten Siedlungen – Las Praderas, Aserrío und El Malecón – verstreut. Zwischen den Häusern liegen immer wieder ausgedehnte Felder. Eine gewachsene Dorfstruktur gibt es nirgendwo im Tal, ebenso wenig ein Straßennetz. Auch Kanalisation sowie Wasser- und Stromversorgung fehlen. Zur Wasserversorgung dienen der Río Pantasma, einige Tümpel, Brunnen und ein Wasserspeicher in Malecón mit vier Kubikmeter Fassungsvermögen. Strom wird an einigen

Orten mit kleinen Dieselaggregaten erzeugt, Abfall wird wild beseitigt, Latrinen existieren kaum.

Um die Situation entscheidend zu verbessern, wäre es nötig, die Bevölkerung der drei Siedlungen an einem Ort zu konzentrieren. Las Praderas hat vom Gelände und den bereits bestehenden Einrichtungen her die besten Voraussetzungen dafür.

Unsere Planungen laufen darauf hinaus, alle wichtigen Dienstleistungen, wie Schulen, Gesundheitszentrum, Läden etc., im Laufe der Zeit in Las Praderas zu konzentrieren. Dort werden wir gleichzeitig die Errichtung neuer Wohnhäuser durch die Bevölkerung unterstützen sowie Trinkwasser- und Stromversorgung, Kanalisation und Müllbeseitigung gewährleisten. Auf diese Weise hoffen wir, daß in Las Praderas im Laufe der nächsten Jahre der Hauptort des Tals entsteht, in dem sich auch die Leute aus Aserrío ansiedeln, deren Häuser durchweg in sehr schlechtem Zustand sind. El Malecón soll als Unterzentrum mit den Einrichtungen für eine kleinere Bevölkerungszahl erhalten bleiben. Den Bewohnern der entlegeneren Gebiete soll durch die Schaffung eines Straßen- und Wegenetzes Zugang zu den Dienstleistungen in Las Praderas ermöglicht werden.«

Ich unterbreche Edgar und frage, ob denn die ganze Planung nicht durch die Flüchtlingsproblematik und das Umsiedlungsprojekt in Frage gestellt wird.

»Nein, sie wird dadurch keineswegs in Frage gestellt, im Gegenteil, die Aufgaben, die sich für uns durch die Umsiedlungen und die große Zahl der Flüchtlinge stellen, wollen wir in Übereinstimmung mit unserem Strukturplan lösen. Wir gehen davon aus, daß wir für 180 Familien Wohnmöglichkeiten schaffen müssen. Wir können ihnen nicht mehr anbieten als je einen ‚*módulo básico*‘ pro Familie; also eigentlich nur das Gerüst eines Hauses, bestehend aus Fußboden und Dach; die Errichtung der Wände und eines Küchenanbaus müssen wir den Familien überlassen, dafür reichen unsere Mittel nicht. Fünfzig dieser Hausgerippe werden gegenwärtig in Las Praderas errichtet. Mehr Familien können wir dort nicht neu ansiedeln, weil nicht genügend landwirtschaftliche Anbaufläche zur Verfügung steht.

Weitere 100 *módulos básicos* sind bei Estancia Cora in Arbeit. Das ist eine große staatliche *hacienda* am nördlichen Rand von El Malecón, die seit längerer Zeit weitgehend brachlag, weil es an qualifizierten Arbeitskräften fehlte. Die übrigen 30 Familien werden in Loma Alta in einer Erweiterung der neugebauten Siedlung untergebracht werden. Wir hoffen, daß sich dort, wie auch an den beiden anderen Orten, die neu Angesiedelten entschließen werden, den bereits bestehenden CAS-Kooperativen beizutreten oder eigene Kooperativen zu gründen.«



»Es geht nicht nur darum 200 Häuschen zu bauen. Wir müssen 200 neue, sinnvolle und menschenwürdige Existenzmöglichkeiten schaffen...«

»Was hat denn die Gründung von Kooperativen mit der Arbeit beim Wohnungsbauministerium zu tun?«

Edgar ist erstaunt über diese Frage. »Den Bau einer Siedlung kann man nie als eine isolierte, rein technische Aufgabe ansehen, das ist doch wohl klar. Wir arbeiten da grundsätzlich mit vielen anderen Stellen zusammen. Für die Durchführung der Umsiedlungen sind Regional-Kommissionen geschaffen worden, die sich aus Vertretern der zuständigen Behörden für Bau, Straßenbau, Gesundheit, Verteidigung, Agrarreform, Sozialwesen und Erziehung zusammensetzen, auch die Verbände der Frauen, der Kleinbauern und der Landarbeiter sind darin vertreten. Das macht die Sache zugegebenermaßen manchmal etwas umständlich. Aber nur so können wir sicher sein, daß alle wichtigen Gesichtspunkte bei der Planung berücksichtigt werden. Es geht schließlich nicht nur darum, 200 Häuschen zu bauen, so einfach ist unsere Aufgabe nicht. Wir müssen 200 neue, sinnvolle und menschenwürdige Existenzmöglichkeiten schaffen.«

Pablo

Als ich um halb drei Uhr zur verabredeten Stelle komme, steht der Lastwagen schon abfahrbereit da. Ich mache es mir auf der Ladefläche auf den mit einer Plane abgedeckten Zementsäcken so bequem wie möglich und freue mich auf eine Fahrt mit frischer Luft und freier Aussicht.

Nach einer guten Stunde, wir kommen gerade an Jinotega vorbei, ballen sich am Himmel dunkle Wolken zusammen. Das Führerhaus ist inzwischen längst mit Leuten besetzt, die wir an der Straße mitgenommen haben. Auch bei mir auf der Ladefläche haben sich schon viele Mitreisende eingefunden, zwei Männer in den braunen Uniformen der Miliz und vier Frauen mit ihren Kindern, die vollbepackt vom Markt in Jinotega zurückkommen. Jeder versucht, sich vor dem nun losbrechenden Platzregen zu schützen, so gut es geht. Zuckersäcke und brüchige, alte Plastikfolien tauchen aus den Körben der Frauen auf und werden um Köpfe und Schultern gewickelt.

Innerhalb von Minuten sind wir alle miteinander durchnäßt bis auf die Haut. Als wir nach weiteren eineinhalb Stunden Fahrt Loma Alta am Rand des Pantasma-Tals erreichen, sind wir völlig durchgefroren. Die Kinder haben blaue Lippen und machen einen jämmerlichen Eindruck in ihren dünnen Kleidchen und kurzen Hosen.

Der heiße Kaffee, der uns in Loma Alta gereicht wird, tut gut. Das

Abladen der Zementsäcke hinterher wärmt mich sogar wieder ein bißchen auf.

Eigentlich bin ich viel zu erschöpft, um nach dem Abendessen noch irgend etwas sehen oder hören zu wollen, aber als Carlos, der Fahrer unseres Wagens, immer wieder einen Jungen namens Pablito bedrängt, uns doch »die Geschichte seiner Entführung« zu erzählen, werde ich aufmerksam. Der Junge ist mir zuvor schon aufgefallen, weil seine kindliche Erscheinung in so krassem Gegensatz steht zu der Milizuniform und dem Gewehr, das er trägt. Die Geschichte, die Pablo zu erzählen hat, beseitigt bei mir jeden Zweifel an dem, was ich gestern über die Notwendigkeit der Umsiedlungen gehört habe.

☆ ☆ ☆

Pablo ist erst 14 Jahre als und bereits Mitglied der Kooperative »Carlos Fonseca«. Er wurde im November 1983 von der Contra entführt und war sieben Monate lang in deren Gewalt. In Loma Alta fragte ich ihn nach seinen Erfahrungen:

Frage: Was geschah am Tag deiner Entführung?

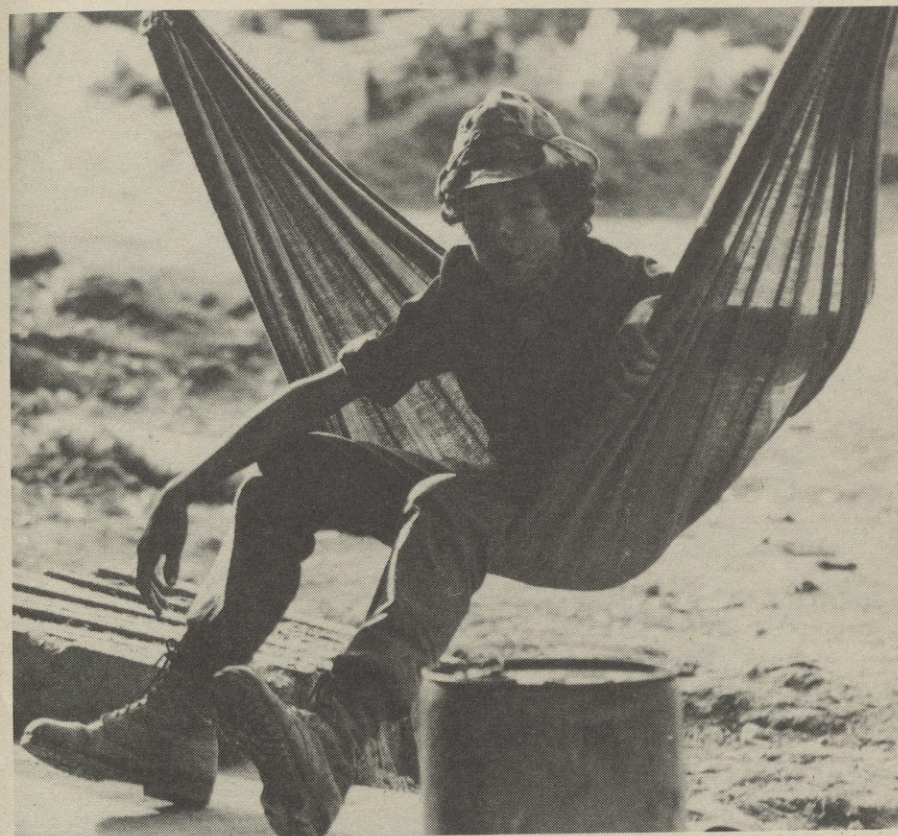
Pablo: Mein Vater war zu der Zeit mobilisiert, ich war bei meiner Mutter und den Geschwistern. An jenem Tag waren wir nicht in unserem Haus, sondern bei meiner Großmutter, deren Haus außerhalb des Dorfes steht. Sie kamen abends gegen 8 Uhr und gaben sich zuerst als *compas* aus. Sie sagten: »Hier ist die FSLN.« Ich wollte nicht aufmachen, aber sie sagten, wenn ich die Tür nicht öffne, würden sie das Haus anzünden. Deshalb öffnete ich. Es waren etwa 60 Mann. Sie sagten sofort, ich müsse mitkommen, weil ich ein »*piricuaco*« sei. So sagen sie zu den Sandinisten. Sie nahmen auch meine Schwester mit, meine Schwester Juana. Sie ist 20 Jahre alt und hat zwei Kinder, die jetzt hier bei meiner Mutter leben. Juana ist immer noch entführt.

Frage: Warum, glaubst du, haben sie gerade dich und deine Schwester mitgenommen?

Pablo: Weil sie wußten, daß ich bei der Miliz bin und daß meine Schwester eine wichtige Funktion in der Erwachsenenbildung hatte. Ein Spitzel muß ihnen Bescheid gesagt haben.

Frage: Was haben sie dann mit euch gemacht?

Pablo: Sie trieben uns mit Kolbenstößen aus dem Haus, und wir mußten mit ihnen kommen. Sie brachten uns in ein Militärtrainings-



Der Junge ist mir zuvor aufgefallen, weil seine kindliche Erscheinung in so krassem Gegensatz steht zu der Milizuniform und dem Gewehr, das er trägt...

lager nach Honduras. Wir sind den ganzen Weg zu Fuß gegangen, acht Tage lang. Während der ersten vier Tage gaben sie uns nicht zu essen. Im Lager mußten wir dann an der Ausbildung teilnehmen. Später gaben sie uns Waffen und schickten uns zurück nach Nicaragua.

Frage: Was haben sie mit deiner Schwester gemacht?

Pablo: Sie wurde auch ausgebildet und später wohl auch in den Kampf geschickt. Außerdem haben sie sie vergewaltigt. Während der drei Monate, die ich in Honduras war, hatten wir Kontakt miteinander, später habe ich nichts mehr von ihr gehört. Sie ist bis jetzt nicht zurückgekommen.

Frage: Wie sah die Ausbildung aus?

Pablo: Wie eine ganz gewöhnliche Militärausbildung. Wir mußten laufen, auf den Knien rutschen, im Schlamm robben. Später haben sie uns Waffen gegeben. Außer meiner Schwester und mir waren noch einige entführte *milicianos* dabei, aber die meisten waren bewußte *Contras*.

Frage: Was waren das für Leute?

Pablo: Das waren Somozisten, ehemalige *Guardias*. Es gab auch andere, z. B. *Hondureños*, aber die Ausbilder waren alle Somozisten. Sie sagten, daß die Sandinisten auf Kosten des Volkes lebten, daß sie nur die Leute umbrächten und das gute Essen zur Seite schafften. Die *Frente* würde z. B. Zucker und Medikamente nach Kuba schaffen.

Frage: Hast du auch nordamerikanische Offiziere gesehen?

Pablo: Die politische Ausbildung wurde von US-Offizieren gemacht. Sie haben sich auch als solche vorgestellt. Sie sprachen sehr gut spanisch. Politische Ausbildung war immer sonntags und dauerte den halben Tag. Wir durften dabei keine Fragen stellen. Sie erzählten z. B., daß die Sandinisten Diebe seien, die uns das ganze Land gestohlen hätten. Sie sagten, sie wollten Nicaragua wieder zur Freiheit verhelfen. Von ihnen erfuhren wir auch, daß es fünf solche Lager gibt mit jeweils 800 bis 1.800 Leuten, in unserem Lager lebten 1.200.

Frage: Haben sie euch Geld gegeben?

Pablo: Nur die *Guardias* wurden von den Chefs bezahlt, wir Entführten erhielten kein Geld.

Frage: Als du nach drei Monaten nach Nicaragua zurückgeschickt wurdest, mußt du an Aktionen teilnehmen?

Pablo: Ja, in den folgenden vier Monaten an etwa zehn größeren Gefechten mit der Armee. Bei Überfällen und Entführungen setzen sie keine Gefangenen ein, weil sie fürchten müssen, daß die da-

vonlaufen. Während der Kämpfe habe ich in unbeobachteten Momenten in die Luft geschossen, aber wenn man versucht hätte zu fliehen, wäre man sofort aus den eigenen Reihen erschossen worden.

Frage: Hast du während der Zeit etwas von Waffenlieferungen mitbekommen?

Pablo: Ja, es wurden Waffen von kleinen Sportflugzeugen an Fallschirmen abgeworfen: FAL, RP 6, Mörser und AK-China.

Frage: Nach vier Monaten wurdest du bei einem Gefecht verletzt?

Pablo: Ja. Deshalb brachten sie mich in ein Haus in den Bergen. Ein alter Mann pflegte mich dort. Acht Tage nach meiner Verwundung konnte ich wieder gehen, und in der Nacht bin ich dann abgehauen. Der Alte rannte mir noch nach und wollte mich mit der Machete umbringen.

Frage: Weißt du, ob die *Contra* ihm Geld gegeben hatte?

Pablo: Ja.

Frage: Und er gab ihnen dafür Informationen?

Pablo: Ja, sie haben viele solche Spitzel, die sich als Zivilpersonen in Kooperativen oder Milizen einschleichen.

Frage: Wie hast du die Zeit bei der *Contra* durchgehalten, wie ging es dir?

Pablo: Ich hatte dauernd Angst. Ich habe viel an meine Familie gedacht, wie sie sich um mich Sorgen macht, aber ich mußte immer mitmachen, sonst hätten sie mich umgebracht, und ich durfte mich auch nicht demoralisieren lassen.

Frage: Hast du während der Zeit nie Zweifel an der FSLN bekommen?

Pablo: Nein. Ich wußte ja, worum es denen ging. Ich war als Elfjähriger schon bei der Miliz gewesen, und ich wußte, daß die *Contras* uns nur Lügen erzählen würden.

Loma Alta

Pantasma, 9. 7. 85

Der Himmel ist tief mit Wolken verhangen, und es fällt ein feiner, gleichmäßiger Nieselregen, als wir aus dem Haus in die Morgendämmerung treten. Während der Nacht hat es heftig geregnet. Die Wege haben sich in schlammige Rutschbahnen verwandelt, und an einigen Stellen haben sich tiefe Pfützen gebildet. Die Anstrengung des Säckeschleppens

sitzt mir noch in den Knochen. Auf steifen Beinen, vorsichtig die größten Schlammlöcher vermeidend, mache ich einen kleinen Rundgang durch die Siedlung.

Das Dorf liegt etwa fünfhundert Meter abseits der Straße, mitten in einer Kaffeepflanzung. Ursprünglich hatte MINVAH für den Bau das wesentlich besser geeignete Gelände direkt an der Straße vorgesehen. Aber der Besitzer, ein Privatbauer, war unter keinen Umständen bereit gewesen, das Gelände zu verkaufen, als die Bauarbeiten vor etwas mehr als einem Jahr beginnen sollten. Die Zeit drängte, denn in Loma Alta lebten bereits zwanzig Flüchtlingsfamilien zusammengedrängt in einem kleinen Haus, einigen Zelten und Notunterkünften aus Plastikplanen. Es waren die Mitglieder der »Carlos Fonseca«, die im Mai 1984 aus ihren Häusern in den Bergen von El Ventarrón, im Osten des Tales, vertrieben worden waren. Die Flüchtlinge sprachen sich damals strikt gegen eine Enteignung des Privatbauern aus; für eine solche Maßnahme hätte es auch keine juristische Handhabe gegeben.

Nach wochenlangem, zähem Feilschen gaben sich die MINVAH-Techniker schließlich geschlagen. Etwa ein Hektar Kaffee mußte gerodet werden, damit die Bauarbeiten auf staatseigenem Grund und Boden beginnen konnten. Das neue Gelände ist sehr übersichtlich und leicht zu bewachen, aber dennoch strategisch ungünstig, weil die Sicht zur Straße durch zwei Hügel verstellt ist.

34 Häuser sind hier entstanden, sie stehen dicht gedrängt, entlang dreier Wege, die im Mittelpunkt des Dorfes zusammentreffen.

Der enge Abstand zwischen den Häusern erklärt sich dadurch, daß man möglichst wenige der wertvollen Kaffeepflanzen opfern wollte. Im Zentrum der Siedlung steht das größere Gemeinschaftshaus, in dem wir die Nacht verbracht haben. Auf dem Hügel, hundert Schritte oberhalb der letzten Häuser, ist der »Verteidigungsposten« zu sehen, der Standort der Nachtwachen. Er besteht einfach aus zwei Wohnhäusern des gleichen Typs wie hier in der Siedlung, die so gebaut wurden, daß durch ihre schmalen Fenster das Dorf und die nähere Umgebung gut überschaut werden können.

Die Bauweise aller Gebäude ist äußerst einfach und sparsam: ein betonierter Fußboden, der bei den Wohnhäusern sechs mal sechs Meter groß ist; die eine Hälfte davon ist eine offene Veranda, auf der anderen Hälfte ist aus Betonfertigteilen der Wohnraum errichtet. Es gibt keinen Verputz, keine Farbe, das Grau des Betons prägt das Gesicht dieser Siedlung zwischen den sattgrünen Reihen von Kaffeebüschen. Jedes Haus hat zwei schmale Fenster und zwei Türen. Ein Dachstuhl aus Holz und ein Wellblechdach, das Veranda und Wohnraum überspannt, vervollständigen die Häuser, die ich an anderer Stelle sicherlich als archi-



Wie gleichgültig werden Ästhetik und Stil hier in den Bergen, wenn es darum geht, möglichst schnell vielen Menschen einen Platz zu verschaffen, der sie vor Regen und Kälte ebenso schützt wie vor den Kugeln ihrer Feinde...

tektonische Scheußlichkeiten empfinden würde. Wie gleichgültig werden Ästhetik und Stil hier in den Bergen, wenn es darum geht, möglichst schnell vielen Menschen einen Platz zu verschaffen, der sie vor Regen und Kälte ebenso schützt wie vor den Kugeln ihrer Feinde!

Dennoch ist es schön, zu sehen, wie die Bewohner sich in diesen Häusern nach ihren individuellen Möglichkeiten und Vorstellungen eingerichtet haben. An einigen Fassaden sind Konservendosen befestigt, in denen Zierpflanzen blühen, an anderen hängen bunte Marienbildchen in vergoldeten Plastikrahmen. Auch politische Plakate sind zu sehen und an einem Haus ein handgepinseltes Schild, das die Silhouette des Volkshelden Sandino und einen Hinweis auf den bevorstehenden Nationalfeiertag, den 19. Juli, trägt.

Was hier entstanden ist, ist kein provisorisches Flüchtlingslager, keine Durchgangsstation für begrenzte Zeit. Loma Alta ist ein richtiges Dorf geworden. Aus zwei, drei Häusern ist lärmende Radiomusik zu hören. Hunde, Hühner und Schweine tummeln sich zwischen den Häusern. Einige Kinder stehen fröstelnd unter den Vordächern der Häuser und reiben sich mit der einen Hand noch den Schlaf aus den Augen, während sie in der anderen schon eine dampfende Tortilla halten. Aus den kleinen Küchenanbauten, die aus Latten, Brettern, alten Blechplatten und Planen an der Rückseite jedes Hauses entstanden sind, ist das klatschende Geräusch der Frauenhände zu hören, die Tortillas formen. Überkochendes Wasser zischt in der Glut der Feuerstellen. Der Duft frischgebrühten Kaffees weht herüber.

Vor einem der Häuser haben sich zwölf oder dreizehn Männer versammelt, Macheten und Äxte in den Händen. Sie besprechen die Angelegenheiten des Tages, während sich der Himmel ganz allmählich aufhellt. Zwischen den Männern erkenne ich Pablo, den 14jährigen *miliciano*. Seit ich gestern seine Geschichte gehört habe, kommt es mir ganz selbstverständlich vor, daß er zwischen den Männern steht, daß er ein Gewehr über die Schulter hängen hat, daß er Mitglied einer Produktionskooperative ist. Aber es gibt viel zu viele solcher Kinder in diesem Land, die viel zu früh erwachsen sein müssen!

Unser Fahrer drängt zum Aufbruch. Ich bekomme dieses Mal einen Platz im Führerhaus. Während der Lastwagen sich langsam über die glitschige Lehmplatte zurück zur Straße bewegt, sehe ich, daß das Gelände hinter dem nächsten Hügel, also zwischen Kooperative und Straße, gerodet und als Bauplatz vorbereitet ist. Ich frage Carlos, ob das nicht das umstrittene Gelände des Privatbauern sei. Doch, sagt er, der Bauer habe sein Land inzwischen doch verkauft. MINVAH habe seinen völlig überzogenen Preisforderungen nachgegeben, weil das Land dringend zur Errichtung des *asentamientos* für die Umgesiedelten benötigt wird. Der

Bauer habe sich eine schöne *finca* gekauft, die näher bei Jinotega liegt.

Die Straßen sind noch unsicher

Bis vor einem halben Jahr haben es die deutschen Brigadisten im Tal von Pantasma grundsätzlich vermieden, in Regierungsfahrzeugen mitzufahren, weil ihnen das zu gefährlich erschien. Sie benutzten nur die privaten *camionetas*, die den öffentlichen Transport bestreiten, und mußten sich an die geltenden Beförderungsbedingungen halten: Uniformträger und Personen, die als Staatsangestellte erkennbar sind, werden nicht mitgenommen, weil sie Angriffe der *Contra* provozieren würden. So dürfen schwarz-rote Halstücher oder FSLN-Anstecknadeln keinesfalls während der Fahrt getragen werden. Oft erscheint den *camioneta*-Chauffeuren auch schon ein dunkelgrünes Hemd oder hohe Schnürstiefel als verdächtig genug, um den betreffenden Fahrgast an der Haltestelle stehen zu lassen. Das sandinistische Heer besitzt nämlich bis heute keine einheitliche Kleiderordnung, die Ausrüstung und Uniform der Soldaten und *milicianos* besteht sehr oft aus einem Sammelsurium olivgrüner und brauner Einzelstücke.

Mit einer *camioneta* zu reisen, galt als sicher, bis im Februar dieses Jahres zwei deutsche Brigadistinnen aus einer privaten *camioneta* heraus entführt wurden. In Las Cruces, zwei Kilometer vor Loma Alta, zwangen einige bewaffnete *Contras* die beiden Frauen, auszusteigen und ihnen in die Berge zu folgen. Die Insassen des Fahrzeugs mußten tatenlos zusehen. Die Entführten wurden am gleichen Tag wieder freigelassen, nachdem man sie stundenlang verhört, bedroht und mehrfach vergewaltigt hatte. Seit diesem Vorfall, bei dem zum ersten Mal bewußt Ausländer von den *Contras* als Opfer ausgewählt wurden, haben die Brigadisten Fahrten von und nach Jinotega nur noch unternommen, wenn es unvermeidlich war. Sie benutzen dafür nur noch Regierungsfahrzeuge, die unterwegs nicht anhalten. Daß dies keinen sicheren Schutz darstellt, haben mir die vier kugeldurchsiebten und ausgebrannten Autowracks vor Augen geführt, die gestern am Rand der Straße zu sehen waren. Ihre Farbe, das Olivgrün der Armee oder das Orange der Regionalregierung, wies sie allesamt als Regierungsfahrzeuge aus.

Als gesichert kann ich also nur eines annehmen: daß jede Fahrt in dieser umkämpften Region, mit welchem Verkehrsmittel auch immer, ein Risiko bedeutet.

Las Praderas

Ich stehe staunend in der Siedlung, die in Las Praderas angelegt wurde. Hier haben also die Leute von der »Juan Castillo Blanco« eine neue Heimat bekommen! Die Häuser sind vom gleichen Typ wie die in Loma Alta. Aber es sind mehr Häuser, und das Gelände hat den Bau eines Dorfes zugelassen, das in sich geschlossener wirkt, als es in Loma Alta möglich war.

Für die Kooperative sind schon 34 Häuser fertiggestellt und stehen in einem lockeren Viereck auf einem Wiesengelände, das bei meinem letzten Besuch noch eine sumpfige Viehweide war. An weiteren 50 Häusern für die neuen Flüchtlinge wird gerade gebaut.

Der erste Mensch, den ich treffe, ist *Doña Maura*. Als sie mich erkennt, wischt sie sich die Hände an ihrer Schürze ab und kommt mit schnellen Schritten auf mich zu. Verwunderung und Freude malen sich auf ihrem Gesicht.

»Bist du zurückgekommen, *alemán*?« fragt sie (meinen Namen hat sie sich nie merken können). »Wirst du diesmal für länger hierbleiben?«

»Ja, ich will sehen, wie es euch in der neuen Siedlung geht.«

»Gut geht's uns, und es gibt eine Menge Arbeit für dich, Deutscher. Es sind auch Landsleute von dir hier. Die deutschen Brigadisten und die Arbeiter vom MINVAH haben die neuen Häuser gebaut. Ist es nicht ein schönes Dorf geworden? Und mit der Kooperative geht es jetzt auch wieder besser als im letzten Jahr. Wir haben eine schwierige Zeit gehabt, weil so viele Leute weggegangen sind. Aber jetzt sind andere Familien dazugekommen. Dreißig Familien sind wir jetzt und einige junge Leute, die alleine leben. Viele sind zu uns gekommen, weil sie in den Bergen nicht mehr bleiben konnten. Sie sind vor der *Contra* geflohen. Eigentlich sind wir ja alle Flüchtlinge, sage ich den Neuankömmlingen immer. Uns von der alten Kooperative haben sie aus El Malecón vertrieben, und jetzt sind wir hier, fünf Kilometer weiter, wir haben neue Häuser und sind bereit, uns zu verteidigen. Hier kriegen sie uns nicht weg.«

Doña Maura entsinnt sich plötzlich ihrer Gastgeberinnenpflicht: »Aber was stehen wir hier herum und reden? Komm ins Haus. Hast du schon etwas gegessen? Ich werde dir eine Tortilla rösten. Das hast du doch immer gemocht, Deutscher, oder?«

Ich lache: »Klar, *Doña Maura*, geröstet jederzeit.«

Während ich knusprige Tortillas und einen Teller rote Bohnen esse, tauchen vier Mitglieder der deutschen Arbeitsbrigade auf, die das Geräusch des ankommenden Lastwagens gehört haben. Auf den Zement, den wir für sie mitgebracht haben, haben sie schon einige Tage gewartet.



»Es sind auch Landsleute von dir hier. Die deutschen Brigadisten und die Arbeiter vom MINVAH haben die neuen Häuser gebaut...«

Wir begrüßen uns und tauschen Neuigkeiten aus. Sie haben nichts dagegen, daß ich einige Tage hierbleiben und mitarbeiten will. (Im allgemeinen sind Kurzbesuche bei den Brigaden überhaupt nicht beliebt, aber wir kennen uns von der Vorbereitung in Deutschland her.)

In ständiger Verteidigungsbereitschaft

Pantasma, 10. 7. 85

Zum Frühstück treffen wir uns beim Häuschen von *Doña Maura*. Hier hat sich so etwas wie eine Gemeinschaftsküche des Dorfes entwickelt. Zwar fehlt in Las Praderas immer noch der »comedor infantil«, die Gemeinschaftsküche, in der tagsüber alle Kinder des Dorfes versorgt werden sollen, aber die Küche der *Doña Maura*, in der alle versorgt werden, die nur vorübergehend hier wohnen und selbst keine Zeit oder keine Möglichkeit zum Kochen haben, ist im Laufe der Zeit zum Treffpunkt für alle Dorfbewohner geworden.

Hier nehmen die Brigadisten ebenso ihre Mahlzeiten ein wie ein Bataillon des MINVAH und eine Gruppe junger Lehrer aus Managua. Auch Martha, die Vertreterin der Frauenorganisation AMNLAE im Tal, treffen wir und einige Soldaten des EPS, die für die Wochen vor dem 19. Juli im Dorf stationiert wurden. Sie alle haben ihre Unterkünfte in der neuen Siedlung.

Ich habe mir erklären lassen, daß etwa 25 Häuser von den Leuten der Kooperative »Castilblanco« benutzt werden, als Wohnhäuser, Lagerhallen oder Versammlungsräume. Die restlichen 10 stehen für »fremde Nutzung« zur Verfügung, d. h., hier nehmen alle Lehrer, Berater, freiwilligen Helfer und sonstigen zeitweiligen Besucher des Tals Quartier. So ist die neue Siedlung schon jetzt zu einem Zentrum des Wiederaufbaus geworden, ohne große Planung, einfach, weil die Möglichkeit zu wohnen und zu arbeiten existiert.

Während wir frühstücken, treffen auch nach und nach die Männer der Kooperative ein. Viele von ihnen haben müde Gesichter. Sie kommen von der Nachtwache. Sie treffen sich hier, um vor der Arbeit noch einen Becher Kaffee zu trinken. Das Essen für die *campesinos* wird immer noch von jeder Familie individuell zubereitet. *Doña Mauras* winzige Küche wäre überfordert, wenn von hier aus alle Kinder oder gar alle Bewohner der Siedlung versorgt werden sollten. Es besteht also nach wie vor Bedarf für den »comedor«, nur ist momentan die Arbeit an den Flüchtlingssiedlungen absolut vorrangig vor allen anderen Bauarbeiten.

Die *campesinos* haben ihre Werkzeuge bereits mitgebracht. In kleinen Gruppen verlassen sie jetzt den Dorfplatz und gehen auf die Felder. Die Männer haben sich Säcke mit Dünger und Saatgut aufgeladen, jede Gruppe nimmt ein Ochsespann und einen Pflug mit. Es ist die Zeit der Maisaussaat. Daß fast alle Bauern ein Gewehr mit aufs Feld nehmen, scheint nur mir aufzufallen. Dieses Tal ist ein Stück Erde im Zustand ständiger Verteidigungsbereitschaft geworden. Wenn ich es mit dem verschlafenen Tal vergleiche, in dem ich vor dreieinhalb Jahren die Anfänge der nicaraguanischen Agrarreform kennenlernte, so erschreckt mich die Veränderung. Wenn ich hingegen an den Zustand völliger Hilflosigkeit und gespannter Angst denke, in dem ich das Tal bei meinem letzten Besuch, kurz nach dem Überfall, vorgefunden habe, so hat die Allgegenwart von Waffen und Uniformen durchaus etwas Beruhigendes.

Merkwürdig, wie sich in diesem Tal meine festen Begriffe von »Gewaltlosigkeit« und der »moralischen Überlegenheit des Wehrlosen« in eine weiche, formbare Masse verwandelt haben. Gerade weil es für mich außer Zweifel steht, daß jeder dieser Bauern sich nichts sehnlicher wünscht, als in Frieden sein Feld zu bestellen, kann ich mich daran freuen, daß ihnen der Umgang mit dem Karabiner so vertraut ist wie die Handhabung der Machete oder des Ochsenpflugs.

Den Tag verbringe ich damit, gemeinsam mit zwei Brigadisten eine Latrinengrube zu vertiefen, an der schon seit einigen Tagen gearbeitet wird. Zwei Meter tief war sie morgens, als wir anfangen, etwa einen weiteren halben Meter schaffen wir im Laufe des Tages. Die oberen, relativ lockeren Erdschichten sind durch eine seitliche Holzverschalung gegen Einsturz gesichert. Hier im unteren Teil plagen wir uns mit dicken Gesteinsschichten ab, die härter sind als Beton. Morgen werden zwei andere *compas* die Grube vollends auf die gewünschten drei Meter Tiefe bringen. Und bis zum Wochenende kann auch der Aufbau darüber fertig sein, der aus vier Kabinen bestehen wird. Ein Schritt weiter zur Fertigstellung der Siedlung. Insgesamt sollen so viele Latrinen gebaut werden, daß jedem Wohnhaus eine Kabine zur Verfügung steht.

Die Siedlung für die Flüchtlinge

Heute habe ich mir die Baustelle der Flüchtlingssiedlung angeschaut. Ich muß zugeben, der Anblick hat mich erschreckt. Edgar hatte mir ja am Montag schon in allen Einzelheiten erklärt, woraus die *módulos básicos* bestehen: Betonfußboden, acht Holzstützen von drei Metern Länge

und darüber ein Wellblechdach, fertig. Natürlich weiß ich, daß die Hütten, die die Flüchtlinge in den Bergen zurücklassen, oftmals in schlechterem Zustand sind, daß sie löchrige Dächer und feuchte Böden aus gestampfter Erde haben und voll von Ungeziefer sind. Dennoch: Diese *módulos* bieten weniger Schutz gegen Wind und Wetter als eine Bushaltestelle. Wie kann man so etwas einer umgesiedelten Familie als künftige Wohnung anbieten?

Miguel, der Beauftragte vom MINVAH für die Region Pantasma, kam gegen Abend vorbei, um mit den Bauarbeitern das Gelände für weitere *módulos* zu vermessen (etwa die Hälfte der geplanten 50 sind schon fertig). Ich habe ihn beim Abendessen gefragt, wie die neuen Wohnungen auf die Umgesiedelten wirken. »Wenn die Leute hierherkommen, dann werden sie darauf vorbereitet sein, daß wir ihnen nicht mehr anbieten können als Dach und Fußboden«, entgegnete er. »Sie müssen die Häuser selbst zu Ende bauen. Soweit es möglich ist, das heißt dort, wo wir die Umsiedlung mit Lastwagen durchführen können, werden sich die Leute Baumaterial von ihren alten Häusern mitbringen: Bretter, Balken, Blechtafeln, Türen usw. Wenn das nicht geht, so können wir ihnen als Notlösung im Moment nur Plastikplanen anbieten, die als Seitenwände gegen Regen schützen. Später werden wir uns darum kümmern können, Material für den weiteren Ausbau aus der näheren Umgebung zu beschaffen. Es gibt im Tal Erde, die sich für die Herstellung von Lehmziegeln eignet, und wir können Bauholz aus den umgebenden Wäldern holen. Aber das kommt später. Zuerst müssen wir für alle Flüchtlinge das Notwendigste schaffen, und das sind Dach und Fußboden.«

Ich habe wohl nicht den Eindruck vermittelt, mit dieser Antwort besonders zufrieden zu sein, denn Miguel fuhr fort: »Hier in Pantasma können wir noch ganz zufrieden sein, daß wenigstens die Versorgung mit Zement und Wellblech rechtzeitig geklappt hat. Wenn du weiter nach Norden oder Osten gehst, wirst du die Lage noch viel schwieriger finden. Wir haben letzte Woche ein Umsiedlungslager in der Nähe von Wiwilí besucht. Dort konnte das Baumaterial nicht rechtzeitig geliefert werden, und es stand noch kein einziger *módulo básico*, als die ersten Flüchtlinge kamen. Trotzdem mußte die Umsiedlung in vollem Umfang durchgeführt werden, weil die militärische Lage noch angespannter ist als hier im Tal. Fünf Dutzend Familien sitzen jetzt in diesem Lager, das aus alten Militärzelten und improvisierten Notunterkünften besteht. Aber weißt du, was uns die Leute dort als erstes erzählt haben, als wir hinkamen? Daß sie jetzt eine eigene Miliz haben und daß sie in der kurzen Zeit, seit sie dort sind, schon zwei Angriffe der *Contra* erfolgreich abgewehrt haben. So etwas hatten sie noch nicht erlebt. Jede einzelne Familie hat die letzten Jahre mit dem Gefühl zugebracht, den Angriffen

hilflos ausgesetzt zu sein. Und fast aus jeder Familie sind Leute von der *Contra* entführt worden. Sie sind jetzt glücklich, daß sie aus dieser Situation raus sind und sich endlich wehren können.«

Miguel stammt aus Deutschland und ist als Brigadist hierhergekommen. Was ihn dazu brachte, hierzubleiben und die Stelle als »*responsable zonal*« des MINVAH anzunehmen, wird mir aus dem deutlich, was er zum Schluß unseres Gesprächs sagt: »Als wir zum ersten Mal vom Umfang der geplanten Umsiedlungen gehört haben, haben wir uns an den Kopf gefaßt und gefragt, wie das gehen soll. Aber du mußt mal erleben, wie sich die *Nicas* in so einer Situation aufrichten und zu improvisieren beginnen. Du mußt den Mut und die Phantasie sehen, mit denen sie so ein Vorhaben unter solchen Umständen bewältigen. Das gibt dir selbst Kraft zum Weitermachen. Jetzt stecken wir mittendrin in der Umsiedlung, und ich sehe nicht, wieso sie nicht zu einem vollen Erfolg führen sollte.«

Der Mais wird ausgesät

Pantasma, 11. 7. 85

Gegen acht Uhr bin ich mit den Leuten von der Kooperative zur Maisaussaat aufs Feld gegangen.

Bis vor einigen Tagen konnten sie bei der Aussaat noch einen Traktor einsetzen, der von PROCAMPO stundenweise verliehen wird. Aber jetzt ist der Boden durch die Regenfälle der letzten Tage so aufgeweicht, daß sie auf den Ochsenpflug zurückgreifen müssen. Das erfordert mehr Arbeitskräfte und geht sehr viel langsamer, aber es geht bei jedem Wetter.

»Ein einziger Ochse hat mehr Gefühl in seinen vier Hufen als die ganze Maschinerie der sechsten Region«, sagt *Doña Nieve*. Und *Doña Nieve* muß es wissen; sie hat im Tal von Pantasma schon Mais gesät, als hier noch niemand an Traktoren dachte.

Das Ochsesgespann führt Matilde, ein älterer *campesino*, der erst vor einigen Monaten zur Kooperative gestoßen ist. Es ist eine Freude, diesem Mann zuzusehen, wie er die Tiere mit ruhigem, gleichmäßigem Schritt über das Feld führt. Nur selten, wenn sich der Holzpflug an einem Stein oder einer Wurzel verhakt, setzt er seinen spitzen Stock ein, um die Tiere anzutreiben.

Der Pflug besteht aus dem Wurzelstrunk eines Baumes, der mit der Machete für diesen Zweck behauen und mit dem Messer geglättet wurde.



Gegen acht Uhr bin ich mit den Leuten von der Kooperative zur Maisaussaat aufs Feld gegangen...

Die schmiedeeiserne Pflugschar ist mit einem Stück Stacheldraht befestigt.

Den Pflug führt Camilo, der Ehemann von *Doña* Trinidad. Er hat sicherlich den härtesten Job erwischt: Camilo muß den Pflug mit seinem Körpergewicht auf die gewünschte Furchentiefe drücken, dabei gleichzeitig allen Hindernissen ausweichen und versuchen, eine halbwegs gerade Linie einzuhalten.

Hinter Camilo geht Pablo, unser Hausnachbar, der mit seiner Familie ebenfalls erst seit einigen Monaten zur Kooperative gehört. Pablo hat sich einen Sack mit Kunstdünger über die Schulter gehängt und streut die bläulichen Körner in einer dünnen Spur in die aufgerissene Furche.

Doña Nieve hat die Aufgabe übernommen, hinter Pablo gehend das Saatgut, goldgelbe Maiskörner, in gleichmäßigem Abstand in die Erde rieseln zu lassen.

Am Schluß der ganzen Karawane gehe ich als »*tapador*« (Zudecker). Meine Aufgabe ist es, die aufgeworfenen Erdschollen mit den Füßen wieder in die Furchen zurückzubefördern und das Ganze etwas festzutreten. Meine Hände bleiben dabei gemütlich in den Hosentaschen und erholen sich von der gestrigen Schinderei beim Latrinenbau. Das ist genau die Arbeit, die ich mir für heute gewünscht hatte...

Abends ist auf dem Dorfplatz eine Versammlung der Kooperative. Einige Mitglieder sind sehr unzufrieden mit dem langsamen Fortgang der Maisaussaat. »Jetzt beginnt die Regenzeit«, sagt *Don* Matilde, »der Mais müßte längst im Boden sein. Jeder weitere Tag Verzögerung wird uns Einbußen bei der Ernte kosten.«

Über die Hauptgründe sind sich die Leute weitgehend einig: Viele der neu hinzugekommenen Mitglieder verstehen nicht viel vom Maisanbau, sie haben an ihren früheren Wohnorten ausschließlich Kaffee produziert und können jetzt nur die Rolle von Handlangern ausfüllen, während sie versuchen, sich so schnell wie möglich einzuarbeiten. Hinzu kommt, daß die ständige Alarmbereitschaft und die regelmäßigen Nachtwachen offenbar an den Kräften der Leute zehren.

Es ist während der Versammlung viel davon die Rede, daß in Zukunft pünktlich um sieben mit der Arbeit begonnen werden soll. Aber seit ich heute früh gesehen habe, daß die Männer um halb sieben mit übermüdeten Gesichtern von der Nachtwache zurückkommen und jede kurze Arbeitsunterbrechung nutzen, um sich auf die Erde zu setzen und sich auszuruhen, ist mir klar, daß man unter solchen Umständen keine volle Arbeitsleistung erwarten kann.

Es wird die Übereinkunft getroffen, daß die Aussaat morgen unter Aufbietung aller Kräfte vollends zu Ende gebracht werden soll.

Am Samstag wollen sich die *campesinos* dann zusammen mit der Ar-

beitsbrigade einer Aufgabe widmen, die mit dem Beginn der Regenzeit ebenfalls dringend erledigt werden muß: Das Gelände, auf dem die Siedlung steht, soll durch ein System von Abwasserkanälen vor Überflutung geschützt werden. Es gibt bereits zwei große Gräben, die im rechten Winkel zueinander durchs Dorf führen und die bisher für die Entwässerung ausreichen. Aber wenn die Niederschläge in den nächsten Wochen zunehmen, so werden einige der Häuser sehr schnell knöcheltief unter Wasser stehen. Auf der Versammlung haben mir besonders die Frauen gefallen: Maura, Nieve und Trinidad, also die drei, die von Anfang an zur »Juan Castillo Blanco« gehört haben, sind inzwischen Mitglieder der Kooperative geworden. Sie arbeiten regelmäßig in der Produktion mit, und heute abend in den Diskussionen haben sie sich als in jeder Hinsicht gleichwertige und akzeptierte Teilnehmerinnen erwiesen. Sie haben offensichtlich gelernt, ihre Meinung vor einer so großen Gruppe zu vertreten, und das Selbstbewußtsein, mit dem sie das tun, läßt die meisten Männer ziemlich blaß aussehen.

Wenn es am Samstag tatsächlich klappt, daß alle Dorfbewohner beim Anlegen der Entwässerungsgräben mithelfen, so wird das vor allem dem entschiedenen Auftreten dieser drei Frauen zu verdanken sein, denen dieser Punkt sehr wichtig war. Vor drei Jahren wäre so etwas noch undenkbar gewesen.

Nachtwache

Pantasma, 12. 7. 85

Wir haben es geschafft, die Maisaussaat heute vollends auszubringen. Mit drei Ochsespannen gleichzeitig wurde gepflügt, und es waren sehr viel mehr Leute an der Arbeit beteiligt als gestern. Mit zwei ganz kurzen Pausen wurde gearbeitet bis in die Abenddämmerung hinein, und dann hob ein allgemeines gegenseitiges Schulterklopfen an, als wir sahen, daß wir dieses riesige letzte Feld tatsächlich an einem Tag geschafft hatten.

Aber nicht nur auf den Umfang der geleisteten Arbeit, sondern auch auf die Stimmung hat sich die gestrige Aussprache nach meinem Empfinden positiv ausgewirkt. Die Leute gingen sehr viel aufmerksamer miteinander um, wiesen die Anfänger verständnisvoll auf Fehler hin, zeigten ihnen, wie man bestimmte Handgriffe schneller oder besser machen kann. Ich glaube, den erfahrenen *campesinos* ist gestern abend erst wieder richtig bewußt geworden, daß die Langsamkeit ihrer neuen Kollegen

nicht auf Desinteresse, sondern vor allem auf mangelnde Erfahrung und Routine zurückgeht.

Und ausgerechnet heute, nach diesem langen, anstrengenden Tag, muß ich zu meiner ersten Nachtwache ausrücken! Ich habe mich heute früh dafür gemeldet, weil ich möglichst alle Seiten des Lebens in diesem Dorf kennenlernen will. Jetzt würde ich diese Erfahrung sehr gerne auf einen anderen Tag verlegen, aber es findet sich niemand, der mit mir tauschen möchte. Alle sind übermüdet und freuen sich aufs Wochenende.

Martha

Ich habe mit Martha und vier Männern aus der Kooperative die erste Wache. Die vier *compas* legen sich sofort schlafen. Zwei von ihnen werden uns um 10 Uhr ablösen, und die anderen beiden sind für die letzte Wache um 1 Uhr zuständig. Um 4 Uhr morgens wird dann, wie jeden Morgen, das ganze Dorf geweckt werden, und einige Männer werden die beiden Wachposten verstärken. Die Zeit vor Sonnenaufgang gilt als die wahrscheinlichste Zeit für einen Angriff, und deshalb gilt jetzt in den Tagen vor dem 19. Juli für die frühen Morgenstunden allgemeine Alarmbereitschaft.

Während der Wache habe ich mich im Flüsterton mit Martha über ihre Arbeit für den Frauenverband AMNLAE unterhalten. Ich bin mir zwar nicht sicher, ob das unter militärischen Gesichtspunkten zulässig ist, aber ich fand es immer noch besser, als wenn ich vor Übermüdung eingeschlafen wäre.

Ich erzähle Martha von der gestrigen Versammlung und von dem besonders guten Eindruck, den die drei weiblichen Kooperativenmitglieder dabei auf mich gemacht haben.

Martha bestätigt meine Beobachtung: »Ja, in der Hinsicht hat die »Juan Castillo Blanco« wirklich erstaunliche Fortschritte gemacht. Nicht nur die drei Mitglieder Maura, Trinidad und Nieve, auch andere Frauen nehmen inzwischen ab und zu an Versammlungen teil und entwickeln eine Menge Initiative. Wir haben im Augenblick sogar die Idee, daß die Frauen im kommenden Jahr die alte verlassene Zitrusplantage auf der anderen Straßenseite als ihren eigenen Arbeitsbereich übernehmen könnten. Auf dem Markt in Jinotega kann man mit Mandarinen und Grapefruits eine Menge Geld verdienen. Von dem guten Beispiel dieser Frauen in Las Praderas erzähle ich immer wieder den Frauen in anderen Kooperativen, die ich besuche. Ich erkläre ihnen, daß der Aufbau einer



Martha hat die Entwicklung der Frauen zu selbstbewußten Partnerinnen der männlichen Socios von Anfang an miterlebt...

neuen Gesellschaft in Nicaragua nur möglich sein wird, wenn sich die Frauen auf allen Ebenen daran beteiligen, wenn sie auf politische Entscheidungen Einfluß nehmen, wenn sie ihre Aufgaben in der Produktion und in der Verteidigung ausfüllen.«

Martha weiß, daß die Veränderung der »Castilblanco«-Frauen ein Beispiel ist, das sich nicht ohne weiteres auf andere übertragen läßt, weil diese Veränderung eng mit der traurigen Geschichte dieser Kooperative zusammenhängt.

Martha hat die Entwicklung der »Castilblanco«-Frauen zu selbstbewußten Partnerinnen der männlichen *socios* von Anfang an miterlebt. Sie kam Ende 1983, unmittelbar nach dem Überfall, ins Tal, und ihre erste große Aufgabe war, sich um die Frauen und Kinder zu kümmern, deren Ehemänner und Väter von der *Contra* ermordet worden waren. Martha verteilte damals die Hilfsgüter, die als Sofortmaßnahme vom INSS-BI und anderen Behörden zur Verfügung gestellt wurden, sie mußte auch provisorische Wohnmöglichkeiten für die Familien beschaffen. Sehr schnell ging sie daran, mit den Frauen die Wiederaufnahme der Produktion zu organisieren.

»Es wäre damals mit der Kooperative nicht mehr weitergegangen, wenn die Frauen nicht bereit gewesen wären, an die Stelle der Männer zu treten. Die erste Kaffee-Ernte haben sie ganz in eigener Verantwortung eingebracht«, sagt Martha. »Maura und Nieve waren durch den Überfall zu Witwen geworden, Trinidad war ebenfalls auf sich allein gestellt, weil ihr Mann Camilo monatelang mobilisiert war. Die Ehemänner aller anderen Frauen waren entweder gefallen oder im Krieg. Einige Frauen haben das Tal verlassen, die anderen sind geblieben und haben sich auf ihre eigene Kraft besonnen. Inzwischen hat sich die Situation wieder geändert, es sind wieder sehr viele Männer in der Kooperative. Camilo ist zurückgekommen, Doña Nieve lebt jetzt mit Juan Rey zusammen, und Maura, die bisher noch alleine mit ihren Kindern lebt, hat inzwischen mehr aufmerksame Verehrer, als sie sich wünschen kann. Aber diese Frauen werden deswegen ihre Erfahrungen nicht vergessen. Sie werden nicht mehr in ihre alte recht- und hilflose Rolle zurückfallen.«

Martha erzählt mir auch noch von ihrer weiteren Arbeit im Tal: »Ich muß davon ausgehen, daß die Frauen vor allem in den ländlichen Gebieten immer am Ende der Kette von Ausbeutung und Unterdrückung standen. Nicht nur durch das verbrecherische Somoza-Regime, sondern auch durch den *machismo*, den Überlegenheitswahn ihrer Männer, sind die Frauen immer in Abhängigkeit und Unwissenheit gehalten worden. Viele Frauen können das aus eigener Kraft nicht mehr ändern. Sie sind durch die tägliche Arbeit ausgelaugt, ihre Gesundheit ist durch die schlechte Ernährung und die vielen Schwangerschaften geschwächt.

Hier beginnt meine Arbeit. Ich besuche die Frauen in ihren Hütten und rede mit ihnen über die Probleme, die sie mit ihrer Familie und den Kindern haben. Ich lade sie zu Versammlungen ein, bei denen z. B. über Ernährung, Hygiene oder Empfängnisverhütung gesprochen wird. Das letzte ist übrigens ein Thema, bei dem wir besonders mit überkommenen Vorurteilen und auch mit dem Widerstand der Männer rechnen müssen.

Die Arbeit von AMNLAE zielt vor allem auf eine Änderung des Bewußtseins: Im Gesundheitsposten werden Verhütungsmittel kostenlos ausgegeben. Meine Aufgabe besteht darin, die Frauen dazu zu bringen, daß sie ein solches Angebot auch annehmen. Genauso ist es mit den großen Impfkampagnen gegen Wundstarrkrampf, Kinderlähmung und andere Krankheiten. Das Gesundheitsministerium stellt den Impfstoff kostenlos zur Verfügung und organisiert die Verteilung. Ich muß dann einige Frauen dafür gewinnen, sich als *brigadistas de salud* (Gesundheitsshelferinnen) ausbilden zu lassen, die die Impfung in ihrem Dorf durchführen. Und ich muß alle Frauen davon überzeugen, daß es wichtig ist, die Kinder zu den Impfterminen zu bringen.«

»Ein großes Problem ist die Rückständigkeit der Männer«, seufzt Martha. »In der Vergangenheit lag alle Entscheidungsgewalt bei ihnen. Die Revolution hat das zwar auf der gesetzlichen Ebene geändert, aber ich glaube, in Wirklichkeit wollen die Männer gar keine Veränderung. Als ich hierherkam, habe ich beispielsweise die Frauen von Loma Alta zu einer Versammlung eingeladen. Wer kam, waren die Männer. Ich habe inzwischen gelernt, daß ich zuerst mit den Männern reden muß, wenn ich mit den Frauen arbeiten will.

Aber ich glaube, auf lange Sicht ist es unsere größte Aufgabe, die Barrieren im Bewußtsein der Frauen selbst zu überwinden. Durch den *machismo*, der viele Generationen lang geherrscht hat, sind die meisten Frauen passiv und unselbständig geworden. Sie trauen sich gar nicht zu, eigene Entscheidungen zu treffen und Änderungen herbeizuführen. Durch die andauernde Kriegssituation sind die Frauen eingeschüchtert. Manche beginnen, die Hoffnung zu verlieren. Nur wenn es uns gelingt, diesen Frauen neuen Mut zu machen und sie in den Aufbau des Landes einzubeziehen, wird es weitergehen im Tal. Denn ohne die Frauen gibt es keine Revolution.«

Das Entwässerungssystem

Pantasma, 13. 7. 85

Die Nachtwache ist ohne Zwischenfälle zu Ende gegangen. Ich legte

mich danach schlafen und kam erst wieder zu mir, als vom Dorf aus mit zwei »Gong«-schlägen um 4 Uhr zur allgemeinen Alarmbereitschaft aufgerufen wurde. Der »Gong« ist ein alter Lkw-Kotflügel, der an einem Baum aufgehängt ist und mit dem Griff einer Machete angeschlagen wird.

Wir verbrachten zwei endlose Stunden bei Nebel und Nieselregen in den Schützengräben. Als die Sonne aufging, standen wir fröstelnd auf und gingen hinunter ins Dorf zum Frühstück.

Danach, schon etwas besserer Laune, begannen wir, alle verfügbaren Werkzeuge für die Arbeit an den Entwässerungsgräben zusammenzutragen. Es gab noch einige Verzögerungen, weil Spaten und Schaufeln aus der PROCAMPO-Werkstatt geholt wurden und eine Diskussion über den optimalen Verlauf der Gräben entstand. Aber gegen 9 Uhr hatte sich dann wirklich das ganze Dorf in eine große Baustelle verwandelt. Überall wurde im strömenden Regen gegraben und geschaufelt.

Jede Latrine soll mit einem Graben umgeben werden, der verhindern soll, daß die Grube mit Regenwasser vollläuft. Vor zwei Wochen ist genau das bei einer der ältesten, sehr ungünstig gelegenen Latrine bereits passiert: Aus einer danebengelegenen Baugrube drang Wasser unter das Fundament, drückte die Innenverschalung der Grube ein, und das schöne Klohäuschen versank mitsamt dem umgebenden Erdreich in der stinkenden Brühe, die sich in der Grube angesammelt hatte. Die Brigadisten konnten nur noch den Holzaufbau retten und den Rest mit Erde zuschippen.

Von den Latrinen aus ziehen wir Verbindungskanäle zu den beiden Hauptgräben der Siedlung, in denen das Regenwasser dann zum Fluß abfließen kann. Einige Häuser, die an tiefgelegenen Stellen stehen, bekommen ebenfalls einen Graben ringsum und werden an den nächstgelegenen Kanal »angeschlossen«.

Gegen vier 4 Uhr nachmittags ist die Arbeit beendet. Wir sind mit Lehm überzogen, völlig durchnäßt und erschöpft. Trotzdem breitet sich Siegesstimmung aus in der Siedlung. Wer hätte gedacht, daß wir das ganze Entwässerungssystem an einem einzigen Tag fertigbringen würden? Und es ist keinen Tag zu früh fertig geworden. Der Regen hat den ganzen Tag nicht nachgelassen. Unsere Kanäle haben ihre Tauglichkeit schon während ihrer Entstehung unter Beweis stellen müssen. Sie liefen oft schneller voll, als man die Erde rausschaufeln konnte.

Ich wasche mich notdürftig im Fluß, wickle mich kurz nach dem Abendessen in meinen Schlafsack und möchte nichts mehr wissen von der Welt ...

»Wo es kein sauberes Wasser gibt,
gibt es keine gesunden Kinder«

Pantasma, 14. 7. 85

Ich habe fast bis Mittag geschlafen und mich auch danach kaum aus dem Haus bewegt. Dicke Wolken hingen über dem Tal, und es regnete fast ununterbrochen.

Am Nachmittag gibt es dann doch noch etwas Interessantes zu sehen. Die Gruppen der Erwachsenenbildung versammeln sich unter den Vordächern einiger Häuser und halten Unterricht ab. Normalerweise tun sie das an vier bis fünf Werktagen in der Woche, nachmittags von vier bis sechs. Aber in der vergangenen Woche hat es so viele dringende Arbeiten zu erledigen gegeben, daß der Unterricht kurzerhand auf den Sonntag verschoben wurde.

Erwachsenenbildung hat schon eine Tradition in der Kooperative »Juan Castillo Blanco«. 1983, vor dem Überfall, hatten schon acht Lerngruppen aus fünf bis acht Mitgliedern bestanden, in jeder Semesterstufe eine. Dieser erste Ansatz war durch die *Contra* brutal unterbrochen worden. Im Notquartier in der Schule von El Malecón wurde ein neuer Versuch gemacht, der sich aber schnell als undurchführbar erwies, weil die Gruppe einfach zu sehr von anderen Aufgaben beansprucht wurde und weil qualifizierte Lehrkräfte fehlten.

Nach dem Umzug nach Las Praderas erklärte sich eine Nachbarin aus dem Dorf, *Doña Mercedes*, bereit, die Arbeit mit einer Gruppe von Erwachsenen wieder aufzunehmen. Ihre Tochter Alexandra übernahm 4 Monate später eine zweite Gruppe. Und auch Alexandras Tochter, die 11jährige Alba, die selbst noch zur Grundschule geht, wäre bereit gewesen, im darauffolgenden Semester einen weiteren Einführungskurs zu übernehmen.

Das wäre nur eine Notlösung gewesen, und es war auch nicht absehbar, wo danach weitere Lehrkräfte herkommen sollten, als die Entwicklung eine überraschende Wendung erfuhr: Acht junge Lehrer aus Managua kamen ins Tal, um für ein Jahr den praktischen Teil ihrer Ausbildung an der Grundschule von El Malecón zu absolvieren. Diese Lehrer wohnen seitdem in der Siedlung, und sie erklärten sich gerne bereit, in ihrer Freizeit bei der Erwachsenenbildung mitzuhelfen.

Inzwischen gibt es wieder sieben Gruppen in der Kooperative, es fehlt nur noch das Abschlußsemester. *Doña Mercedes*, die erst bei der Alphabetisierungskampagne von 1980 lesen und schreiben gelernt hatte, ge-

hört jetzt zur Gruppe der siebten Stufe und will im nächsten Jahr ihren Abschluß machen.

Wie jetzt überall vor den Häusern Frauen, Männer und Jugendliche in buntem Sonntagsstaat zusammensitzen und sich eifrig mit ihren Büchern beschäftigen, ist vielleicht das Schönste, was ich bisher in diesem Tal gesehen habe.

In einer der Gruppen erkenne ich Trinidad und Maura, ich nähere mich vorsichtig, um den Unterricht nicht zu stören, werde dann aber gleich aufgefordert, auf der Terrasse Platz zu nehmen und mich am Unterricht zu beteiligen.

Es ist die Gruppe der 4. Stufe, und das Thema der heutigen Stunde ist der Umweltschutz, genauer: die Reinhaltung von Gewässern.

Für die Menschen im Tal von Pantasma scheint das etwas weit hergeholt zu sein. Der kleine Fluß, der hinter den Häusern vorbeifließt und weiter unten in den Río Pantasma mündet, bringt ihnen das ganze Jahr frisches klares Wasser, und er hat bis jetzt noch jede Art von Schmutz und Abwasser problemlos abtransportiert, die man ihm zugemutet hat.

Trinidad versucht, die Sache in größerem Zusammenhang zu sehen: »Hier im Tal werden wir keine Probleme mit dem Wasser bekommen. Aber der Fluß hat ja noch einen weiten Weg vor sich. Soviel ich weiß, mündet er in den Río Coco, und von dort fließt das Wasser weiter, viele hundert Kilometer, bis ins Meer. Und überall am Fluß leben Menschen. Stellt euch vor, wenn wir hier am Oberlauf immer mehr Menschen werden, weil die neuen Siedlungen gebaut werden, und wenn wir weiterhin alle unsere Wäsche im Fluß waschen und jeden Dreck ins Wasser kippen, dann werden die Menschen weiter unten am Fluß das Wasser bald nicht mehr trinken können.«

Die Lehrerin Rosa weiß noch ein sehr anschauliches Beispiel aus ihrer Heimatstadt Managua: »Stellt euch den riesigen Managua-See am Rande der Stadt vor. Der ist bestimmt fünfmal so groß wie das ganze Tal von Pantasma. Da haben die Leute auch seit Generationen gedankenlos das Abwasser und allen Dreck der Hauptstadt hineingekippt. Das war sehr bequem: An einer Stelle holte man das saubere Trinkwasser aus dem See, ein paar hundert Schritte weiter leitete man stinkendes Abwasser hinein. Vor etwa fünfzehn Jahren war die Stadt so groß geworden, daß der See mit all dem Schmutz nicht mehr fertig wurde. In kurzer Zeit, bevor die Leute darauf reagieren konnten, verwandelte sich der See in ein totes, übelriechendes Gewässer. Die Wissenschaftler sagen, es gäbe keinen einzigen Fisch und überhaupt kein Lebewesen mehr im Managua-See. Wenn kein Leben mehr im Wasser ist, kann sich der See auch nicht mehr aus eigener Kraft erholen. Seitdem der See tot ist, hat die Hauptstadt Probleme mit der Wasserversorgung.



»Wenn wir weiterhin alle unsere Wäsche im Fluß waschen und jeden Dreck ins Wasser kippen, dann werden die Menschen weiter unten am Fluß das Wasser bald nicht mehr trinken können...«

Alle Menschen in Managua beziehen ihr Trinkwasser jetzt aus einem kleinen Kratersee am Stadtrand, und jedes Frühjahr, während der trockenen Monate, wird das Wasser knapp. In vielen Wohnvierteln gibt es dann tagelang kein Trinkwasser.«

Allmählich wendet sich das Gespräch mehr dem Umgang mit Abfällen und der Hygiene zu. Maura bekommt einen Sonderapplaus, als sie schnarchend, quietschend und mit aufgerissenen schielenden Augen den Protest des Schweins nachmacht, das sie heute morgen mal wieder aus ihrer Küche vertrieben hat. »Du führst dich auf wie Somoza!« hat sie dem armen Tier vorgeworfen. »Die Geschichte ist gegen dich! Mach daß du rauskommst! Im neuen Nicaragua gehört kein Schwein mehr in die Küche!«

Diesen letzten Satz greift Rosa auf, um zu den Schreibübungen überzuleiten. Alle schreiben den Satz in ihr Übungsheft. Auch einige andere Sätze aus der vorangegangenen Unterhaltung werden notiert: »Wo es kein sauberes Wasser gibt, gibt es keine gesunden Kinder.« Und: »Revolution heißt Verantwortung für die Menschen weiter unten am Fluß.«

☆ ☆ ☆

Im ganzen Tal gibt es heute knapp 100 Gruppen mit über 600 Schülern, die am Programm der Erwachsenenbildung teilnehmen. Gemessen am Landesdurchschnitt ist das wenig, denn die *Contra* tut, was sie kann, um die Leute vom Besuch des Unterrichts abzuschrecken. Angesichts der gespannten militärischen Lage ist die bisherige Beteiligung daher ein großer Erfolg.

Wenn Rosa und die anderen Lehrer im Dezember nach Managua zurückkehren, um ihr Studium fortzusetzen, wird eine andere Gruppe von Studenten ihre Plätze einnehmen. Und später gibt es mit Sicherheit genügend ausgebildete Lehrer im Tal. Einige Schüler der 7. Stufe haben schon versprochen, daß sie nach Abschluß ihrer eigenen Ausbildung ihr Wissen an andere Gruppen weitergeben werden

Besuch in der Schule

Pantasma, 15. 7. 85

Rosa hat gestern mit viel Stolz von der Disziplin und dem Lerneifer in den Grundschulklassen gesprochen. Sie selbst ist erst 19 Jahre alt und steckt mitten in der Ausbildung zur Sekundarlehrerin.

Für heute hat sie mich eingeladen, ihr beim Unterricht in der Grundschule von El Malecón zuzuschauen.

Rosa übt gerade mit den 35 Kindern der sechsten Klasse das Ziehen von Kubikwurzeln. Von einem lebendigen Unterrichtsgespräch keine Rede. Rosa macht die Rechenschritte an der Tafel vor, und die Schüler sprechen sie im Chor nach. Guter, alter Frontalunterricht wie zu Hause. Die Schüler benehmen sich unerhört diszipliniert. Die einzige Abwechslung bringt ein Ziegenbock, der zweimal durch die offene Tür ins Klassenzimmer eindringt und versucht, den Putz von der Wand zu fressen...

Felix, der 23jährige Schulleiter, sprach mich dann noch vor dem Schulhaus an.

Ein wichtiger Teil seiner Arbeit sind regelmäßige Besuche bei den Eltern der Schüler. Alle Probleme, die die Schule betreffen, werden von den Lehrern mit den Familien besprochen. Immer wieder besuchen sie auch die Eltern, die ihre Kinder noch nicht zur Schule schicken. Sie weisen sie auf die gesetzliche Schulpflicht hin und versuchen sie von der Notwendigkeit der Ausbildung zu überzeugen.

Es gibt eine Reihe von Gründen für die Eltern, ihre Kinder nicht zur Schule zu schicken. Entweder die Mutter hat weder Schuhe noch ausreichende Kleidung für ihre Kinder und möchte sie deshalb zu Hause behalten, oder der Vater glaubt, auf die Mithilfe der Kinder bei der Feldarbeit nicht verzichten zu können.

In jüngster Zeit ist die Überzeugungsarbeit noch schwieriger geworden, weil der Schulbesuch nicht mehr kostenlos ist. Es wird zwar nicht wie unter Somoza Schulgeld erhoben, aber für Hefte, Bücher und Bleistifte müssen die Lehrer jetzt geringe Beiträge verlangen. Die schlimme Wirtschaftslage hat das Erziehungsministerium zu dieser Maßnahme gezwungen.

Dazu kommt, daß die unsichere militärische Lage in letzter Zeit schon die Schließung von Schulen erzwungen hat. An vier kleinen Schulen in entlegenen Teilen des Tals wird im Augenblick nicht unterrichtet, weil die Sicherheit von Lehrern und Schülern nicht gewährleistet ist. Anfang des Jahres sind bei zwei nächtlichen Überfällen insgesamt sechs Lehrer von der *Contra* entführt worden.



Es wird zwar nicht wie unter Somoza Schulgeld erhoben, aber für Hefte, Bücher und Bleistifte müssen die Lehrer jetzt geringe Beiträge verlangen...

Felix sieht es als einen Glücksfall an, daß ein Teil der Lehrer in Las Praderas untergebracht ist und durch die Beteiligung an der Erwachsenenbildung sowie gelegentliche Mithilfe bei der Feldarbeit einen engen Kontakt zur Bevölkerung hat. Auch aus Las Praderas werden bei weitem noch nicht alle Kinder zur Schule geschickt, vor allem wegen des weiten Schulwegs. Aber dort soll auch in naher Zukunft eine eigene Schule für die unteren Klassen gebaut werden.

Freude in Las Praderas

Pantasma, 16. 7. 85

Wir haben noch einmal geschuftet bis zum Umfallen. Die beiden letzten Latrinenhäuschen sollten unbedingt noch fertig werden, bevor morgen die große *fiesta* beginnt, von der schon das ganze Wochenende die Rede war. Für uns wird es das Abschiedsfest sein, denn die Brigadisten und ich reisen am Donnerstag ab nach Managua. Wir wollen am Freitag bei der Feier des 19. Juli auf der *Plaza de la Revolución* in Managua dabei sein.

Morgen haben wir wirklich guten Grund zum Feiern. Mit diesen beiden Häuschen ist der Bau einer neuen Siedlung für die überfallenen Kooperativen beendet. Es wird auch weiterhin Baustellen geben in Las Praderas, denn das Dorf wird mehr Aufgaben erfüllen müssen, als eine neue Heimat für die Kooperative »Juan Castillo Blanco« zu sein. Las Praderas soll Dreh- und Angelpunkt der künftigen Entwicklung für das ganze Tal sein. Deshalb wird wohl als nächstes das Schulhaus gebaut werden, für das bereits die Fundamente gelegt sind. Über kurz oder lang wird auch die Kinderkantine verwirklicht werden. Ein Gemeinschaftshaus für den Kleinbauernverband UNAG und ein Gesundheitsposten sind ebenfalls geplant. Und im ganzen Tal gibt es noch eine Fülle von notwendigen Arbeiten zu tun: Wohnbauprojekte, Schulen, der Ausbau des Straßennetzes, die Einrichtung einer Wasser- und Stromversorgung. Ganze Generationen von deutschen Baubrigaden werden hier noch genügend Arbeit finden, wenn sie ins Tal kommen, um die MINVAH-Bautrupps bei ihren laufenden Arbeiten zu unterstützen.

Tanz der Piñata

Pantasma, 17. 7. 85

Unser letzter Tag in Pantasma!

Den Morgenalarm von 4 bis 6 Uhr habe ich verschlafen. Es hat mich auch niemand geweckt; die Leute waren wohl der Ansicht, ich könnte den Schlaf heute gut gebrauchen.

Als ich gegen 8 Uhr aus dem Haus komme, sehe ich, daß überall im Dorf die Festvorbereitungen in vollem Gange sind. Die Frauen sind dabei, ihre Häuser und Veranden zu kehren und die Fassaden mit frischen grünen Kaffeezweigen zu schmücken. Einige Männer haben mitten auf dem Dorfplatz eine Kuh geschlachtet. Das Tier ist schon abgezogen und wird, auf dem blutigen Fell liegend, mit Äxten und Macheten zerlegt. Seit mindestens einer Woche habe ich kein Fleisch mehr gesehen.

Überall zwischen den Häusern sind Kinder unterwegs, die Abfälle einsammeln, schlammige Pfützen mit Sand zuschütten oder Doña Mauras Schwein mit einem Strauß wilder Blumen zu schmücken versuchen.

Auf dem Dorfplatz ist inzwischen die Hauptattraktion des Kinderfests vorbereitet worden: die *piñata*. Ein weißgekalkter Baumstamm, an dem oben ein Querbalken befestigt ist, ist aufgerichtet und in der Erde verankert worden. An der Spitze des Querbalkens ist durch eine Drahtöse eine fingerdicke Schnur gezogen, deren freie Enden herunterbaumeln.

Mit der *piñata* beginnt das Fest. Um 2 Uhr haben sich alle Kinder der Kooperative (und auch die meisten Erwachsenen) auf dem Platz versammelt. Ich habe noch nie alle diese Kinder gleichzeitig gesehen. Es müssen mehr als hundert im Alter zwischen drei und zehn Jahren sein! Und sie sind alle frisch gewaschen und gekämmt, stecken in strahlend bunten und weißen Kleidern, sind mit Haarschleifen, Spangen und Halstüchern herausgeputzt. Aufgeregtes Geschrei und Pfiffe erfüllen den Platz. Da erscheint die *piñata*!

Doña Maura bringt die mit bunten Papierfransen geschmückte Figur, die die Größe und Gestalt eines Huhns hat, aus ihrer Hütte. Die *piñata* hat einen hohlen Körper aus Pappmaché, einen rot-schwarzen Schwanz aus langen Stoffstreifen, große, strahlend grüne Augen und den Bauch voller Bonbons! Sie wird an einem Ende der Schnur aufgehängt, so daß sie frei in der Luft hängt und auf und nieder tanzt, wenn am anderen

Ende der Schnur gezogen wird. Mit einer zweiten Schnur kann sie auch in waagrechte Bewegungen gebracht werden.

Camilo und Lino treten mit ihren Gitarren auf den Platz; sie werden der *piñata* zum Tanz aufspielen. Die Kinder stellen sich erwartungsvoll in einem großen Kreis um die *piñata* auf. Doña Trinidad wählt ein kleines Mädchen als erste Tänzerin aus. Sie verbindet ihr die Augen und gibt ihr einen kräftigen Knüppel in die Hand. Nieve hat sich inzwischen das Seil gegriffen, und als sie jetzt ruckartig daran zieht, macht die *piñata* in der Luft einen wilden Sprung. Das Spiel beginnt.

Das Mädchen tanzt zur Musik und versucht gleichzeitig, mit kräftigen Schlägen die Figur zu treffen, die über ihrem Kopf mit taumelnden und zuckenden Bewegungen ebenfalls einen Tanz aufzuführen scheint. Anfangs versuchen die anderen Kinder, der »blinden« Tänzerin durch Zurufe zu helfen, doch die Rufe gehen sehr schnell in einen ohrenbetäubenden Lärm über. Die Tänzerin kann ihr Glück nur damit versuchen, immer wieder ungezielt in die Luft zu schlagen.

Als das erste Lied zu Ende ist, wird ein kleiner Junge zum nächsten Tänzer ernannt. Er bekommt Augenbinde und Knüppel übergeben und darf nun auch für die Dauer eines Lieds sein Glück probieren. Die Kinder geraten fast aus dem Häuschen, als er die Figur zweimal knapp verfehlt. Carlitos, ein Elfjähriger aus unserem Nachbarhaus, der als fünfter Tänzer angetreten ist, ist schließlich der Glückspilz, der die *piñata* mit einem akrobatischen Schlag am Bauch trifft, so daß sie aufplatzt und ihren süßen Inhalt über die johlende Kinderschar verstreut. Die Kleinen stürzen sich mit Begeisterung auf die Bonbons, die in weitem Umkreis auf dem Boden verstreut sind. Was macht es schon aus, wenn sie dabei mit ihren Sonntagskleidern auf dem Bauch durch den Schlamm schliddern? Die *piñata* war jedenfalls gut gefüllt, fast jedes Kind auf dem Platz hat ein Stück von der Beute abbekommen.

Als gegen Abend alle Dorfbewohner und viele Gäste auf dem Platz versammelt sind, wird das Fest der Erwachsenen eröffnet. Juan Rey, der Vizepräsident der Kooperative, hält eine kurze Ansprache. Er wolle nur mit einigen Worten an die vielen Anlässe erinnern, die es heute gebe, um ein Fest zu feiern, sagt er, obwohl ja bekanntlich in Nicaragua zu einem Fest gar kein besonderer Anlaß gebraucht werde.

Der 19. Juli stehe bevor, fährt er fort, der sechste Jahrestag der Befreiung. »Es gibt keinen schöneren Festtag für ein Volk als den Tag seiner Befreiung. An diesem Tag hat für uns Nicaraguaner ein neues Leben begonnen. Am 19. Juli haben wir die Schulen für unsere Kinder gewonnen, den Boden, auf dem wir groß geworden sind, die Krankenhäuser, die Wasserleitungen und ein festes Dach über dem Kopf. Dieser Tag hat uns Nicas unsere Selbstachtung wiedergegeben.«



Alle Kinder der Kooperative (und auch die meisten Erwachsenen) haben sich auf dem Platz versammelt...

Juan Rey weist auch auf den besonderen Grund hin, den die Kooperative »Juan Castillo Blanco« heute zum Feiern hat. Die Siedlung ist fertiggestellt, die Leute haben nach Monaten, die sie in Notunterkünften und später in den halbfertigen Häusern verbrachten, endlich wieder ein eigenes, festes Dach über dem Kopf. »Als wir nach dem Überfall unsere Toten begraben hatten und vor den Ruinen unserer Häuser standen, hätte keiner von uns daran geglaubt, daß dieser Tag kommen würde. Wir wollten an nichts mehr glauben, weil wir nicht mehr enttäuscht werden wollten. Und jetzt ist es wahr: Wir sitzen wieder in unseren eigenen Häusern, wir essen jeden Tag unsere Tortilla mit *frijolitos* und unsere Kinder tanzen mit der *piñata*.«

Wir kennen das Pathos bereits, das in solchen Reden immer mit-schwingt. Trotzdem läßt es mich in der allgemeinen Abschiedsstimmung nicht ganz unberührt. Ich muß einige Male schlucken, als Juan Rey zu uns gewendet fortfährt: »Daß dieses Fest zugleich euer Abschiedsfest ist, macht uns traurig, Brüder und Schwestern aus Europa. Ihr seid für zwei Monate unsere Gäste gewesen und habt unser Leben kennengelernt. Auch wir haben vieles von euch gelernt und erfahren. Euer Besuch hat uns froh und stolz gemacht. Nehmt dieses Fest auch als ein Zeichen unseres Dankes. Nehmt unseren Dank mit nach Hause für all eure Freunde, die hier im Tal gearbeitet haben, für die Menschen in Europa, deren Solidarität wir so bitter nötig haben. Hier im Tal von Pantasma habt ihr uns die Bruderhand gereicht in einer Stunde tiefer Verzweiflung. Und gemeinsam haben wir die Verzweiflung überwunden. Ich weiß nicht, ob ein Tag kommen wird, an dem wir euch in ähnlicher Weise unsere Hilfe anbieten können. Aber dies verspreche ich euch im Namen meines Volkes: Wir werden weiterhin mit unserer ganzen Kraft diese nicaraguanische Revolution verteidigen. Wir werden nicht ruhen, bis alle Menschen in unserem Land in Frieden leben können.«

Zum Schluß seiner Rede bittet Juan Rey Antonio, den FSLN-Verantwortlichen des Tales, auch noch ein paar Worte zu sagen. Aber Antonio winkt ab. Juan Rey habe schon alles gesagt, was zu sagen sei, meint er. Nur eines will er noch hinzufügen: »Droben in den beiden Verteidigungsposten sitzen jetzt einige Frauen und Männer, die gerne mit uns feiern würden. Sie haben auf dieses Vergnügen verzichtet, um über unsere Sicherheit zu wachen. Andere werden sie im Laufe der Nacht ablösen, und auch sie werden auf eine Menge Spaß verzichten müssen. Ich bitte euch um einen donnernden Applaus für alle *compas*, die heute an der Nachtwache teilnehmen!« Und mit lauter Stimme ruft er als erster: »*Viva la vigilancia! Viva!*«

Der Beifall und die Hochrufe, die jetzt folgen, werden von ihren Adressaten offenbar verstanden. Die Mannschaften der beiden Beob-

achtungsposten antworten so, wie es wohl jeder erwartet hat: Sie schießen einige Salven in die Luft.

Damit ist das Fest offiziell eröffnet. *Doña* Maura, die schon den ganzen Tag mit einer Schar Helferinnen in ihrer Küche am Werkeln war, hat vor ihrem Haus Schüsseln mit Reis, Bohnen und Krautsalat aufgebaut, Berge von Tortillas und knusprigem Fleisch türmen sich daneben.

Auf dem Dorfplatz beginnen einige junge Soldaten mit Gitarren, Raseln und Trommeln, zum Tanz aufzuspielen. Salsa, Tango und Marsch, die pathetischen Lieder der Alphabetisierungskampagne und die neuesten Disco-Schnulzen aus dem Radio: heute scheint das alles zusammenzupassen. Es wird unermüdlich getanzt. Und bis Mitternacht hopen aufgeregte Kinder zwischen den Tänzern herum.

Der Rum fließt in Strömen. Einige der Männer verlegen sich darauf, an verschiedenen Ecken des Platzes unverständliche, aber feurige Reden zu halten.

Es ist sehr spät, als wir uns schlafen legen, und ich bin todmüde. Morgen werden wir das Tal verlassen. Ich bin froh, daß mein dritter Besuch in Pantasma dieses Fest als Abschluß hat.

Heute abend habe ich die Menschen von Pantasma feiern und singen gesehen. Ich nehme nicht nur die Sorge um die Zukunft dieser Menschen mit nach Hause, sondern auch die Musik, die ich gehört habe, und den Tanz der *piñata*.

Nachwort

Wenn diese Broschüre erscheint, sind es fast zweieinhalb Jahre her, daß der Name Pantasma erstmalig in der BRD öffentlich genannt wurde. Damals, Ende 1983, erreichte das Informationsbüro Nicaragua in Wuppertal ein Telex des nicaraguanischen Sozialministeriums INSSBI, in dem um finanzielle Hilfe, Kleidung, Lebensmittel, Medikamente für die Opfer des Überfalls auf Pantasma und andere Einrichtungen angefragt wurde. Dies war der Anlaß, den Wiederaufbau von Pantasma Ende 1983 in die Liste der Projekte aufzunehmen, zu deren Unterstützung wir aufrufen. Bei einem ersten Gespräch im Februar 1984 in Matagalpa zwischen Vertretern des Landwirtschafts-, des Wohnungsbauministeriums, der Kleinbauernvereinigung und dem Informationsbüro Nicaragua wurde der gemeinsame Vorschlag entwickelt, in mehreren Siedlungen 120 Häuser für die zerstörten Agrarkooperativen zu bauen und dabei auch bundesdeutsche Arbeitsbrigaden einzusetzen.

Schnell war in der BRD eine kleine Vorplanungsguppe – bestehend aus Architekten, Vermessern und Raumplanern – zusammengestellt, die in einem dreimonatigen Einsatz zusammen mit Experten des nicaraguanischen Wohnungsbauministeriums zwei Siedlungen zu je 30 Häusern konzipierten, das Gelände vermaßen, Material besorgten und den Brigadeinsatz vorbereiteten. Unter der Losung »Was die Contra zerstört, bauen wir wieder auf!« sind seit Anfang Juni 1984 im ständigen Wechsel jeweils 15 Personen starke Brigadegruppen – bestehend aus »Solidaritätsarbeitern«, Zimmerleuten, Maurern, Spanischsprechenden, handwerklich Begabten – in zweimonatigem Einsatz, insgesamt in anderthalb Jahren etwa 250 Brigadisten. Zwar mußte der geplante Ort der Siedlungen mehrmals verlegt werden, doch die Bilanz des Jahres 1984 war positiv: In Las Praderas und Loma Alta entstanden je 34 Häuser für die Überlebenden der Kooperativen Castil Blanco und Jacinto Hernandez sowie für die Kooperative Carlos Fonseca.

Die Arbeit war sehr schwierig. Neben der ständigen Gefahr neuerlicher Überfälle, neben der Infektionsgefahr, den schlechten hygienischen Bedingungen ist es auch eine harte körperliche Arbeit: »Der Bauplatz in Loma Alta liegt mitten im Wald. Also Urwaldrodung, mit Abbrennen und Spitzhacke graben, graben und nochmals graben, total schwerer

Lehmboden. Die Betonfertigteile wiegen 60 bis 80 Kilo. Große und kleine, alles muß die Berge hoch und durch wadenhohe Matsche getragen werden. Dann 2,50 m hochhieven und in die Betonführungen rein, und dann das Betonmischen mit der Hand.« (Aus dem Brief einer Brigadistin.)

Neben der Arbeitsleistung der Brigaden konnte die Solidaritätsbewegung etwa 33.000,- DM für das Dachmaterial, welches importiert werden mußte, und Bauwerkzeuge im Wert von 30.000,- DM aufbringen.

Erste Informationskanäle in die BRD wurden aufgebaut, Vorträge veranstaltet, ausleihbare Diavorträge ausgearbeitet, ein Faltblatt und eine Broschüre zum Projekt erstellt. Unsere Projektkoordinatorin Isabel Cárcamo besuchte Pantasma, der zuständige Bauminister Edgar Herrera die BRD.

Parallel zum Häuserbau für die Flüchtlinge entwickelte sich auch eine etwas längerfristige Rahmenplanung. Es sollte eine bessere Integration des Tals von Pantasma dadurch erreicht werden, daß durch ein auszubauendes Verkehrsnetz ehemals abgeschnittene Gebiete wieder an das Zentrum angebunden werden. Unter Vermeidung größerer Bevölkerungsumsiedlungen soll nach und nach im Zentrum Las Praderas eine technische und soziale Infrastruktur aufgebaut werden, welche als Anziehungspunkt allmählich die verstreut lebende Bevölkerung veranlassen wird, ins Dorfzentrum zu ziehen. Ein solches Konzept einer integrierten Gesamtplanung, welches nach und nach ohne Zwang neue soziale Strukturen schafft, haben wir als unterstützenswert in unserer Projektliste für 1985 berücksichtigt. Nachdem die Bauern Anfang des Jahres in ihre neuen Häuser gezogen waren, ging es 1985 an den Aufbau dieser sozialen Infrastruktur. Die Wasserversorgung von Loma Alta wurde finanziert und von Brigadisten auch gebaut (Frischwasser ist äußerst wichtig zur Vermeidung von Magen- und Darmkrankheiten, die bei Kindern häufig zum Tode führen). Ferner haben bundesdeutsche Spender den Bau von drei Schulen in Loma Alta, Las Praderas und Estancia Cora und einer Kinderkantine ermöglicht. Des weiteren konnten wir die Kosten für ein UNAG-Versamlungs- und -Ausbildungszentrum und für ein Transportfahrzeug aufbringen. Ein Gesundheitszentrum wird folgen.

1985 war aber auch das Jahr der Umsiedlungen großen Stils, die jegliche Langzeitplanungen zunichte zu machen bzw. mindestens modifizieren drohen. Unter elementaren Bedingungen mußten 200 zusätzliche Häuser am Rande der Kooperativensiedlungen gebaut werden. Es sind jeweils Häuser in Einfachstbauweise, die nur aus Fundament, Stützpfeilern und Dachkonstruktion bestehen und die die Flüchtlinge dann selbst mit eigenen Mitteln fertigbauen.

Trotz der beinahe unerfüllbaren hohen Anforderungen an das Bauministerium wurde Ende 1985 wieder eine Studie als Planungsgrundlage vorgelegt, welche für 1986 wiederum eine Phase geordneten Wiederaufbaus einzuleiten scheint. Für uns geht 1986 die Projektunterstützung weiter: für die Neuansiedlungen Wasserversorgung, Latrinenbau, Tonöfen für die Kochküchen, für die Kooperativen- und Kleinbauernbewegung ein Lagerhaus zur Unterbringung der Ernte, Transportfahrzeuge, ein Ausbildungszentrum.

Die Tatsache, daß es jetzt schon eine längere fast freundschaftliche Beziehung zu unseren Projektpartnern gibt und daß ein Projektkoordinator für uns in Pantasma arbeitet, hat die Kontinuität des Projekts positiv beeinflußt. So denken wir gemeinsam mit anderen Fördergruppen an die Erweiterung des Projektes über das Tal hinaus. Dabei sollen Projektvorschläge einer lokalen Kommission, bestehend aus Vertretern der Kooperativen, der UNAG und den beteiligten Ministerien (MINVAH, MIDINRA, INSSBI, MINSA), unterstützt werden.

Die in der Broschüre dargestellten Besuche in Pantasma werden nicht die letzten gewesen sein. Die trotzigen Mühen um die Freiheit bleiben weiterhin auch unsere Sache.

Informationsbüro Nicaragua e.V.

Projekte im Tal von Pantasma

Projekte

Zu Beginn des Pantasma-Projekts wurden zunächst zwei Kooperativen – »Castilblanco« in Las Praderas und »Carlos Fonseca« in Loma Alta – unterstützt. Im Laufe des Jahres 1985 (Umsiedlungsaktion) wurde in Estancia Cora eine zusätzliche Siedlung errichtet, bei deren Aufbau wir auch Unterstützung leisten.

1. Estancia Cora

Estancia Cora, ein ehemaliger Somoza-Besitz, der nach 1979 enteignet wurde und in eine UPE (staatlicher Landwirtschaftsbetrieb) umgewandelt wurde, liegt am Ende des Pantasma-Tales. Im Rahmen der Umsiedlung im Februar 1985 wurde die UPE aufgelöst und beschlossen, das Land an Flüchtlinge zu verteilen – zunächst mit individuellen Landtiteln, aber auch mit der Möglichkeit, daß sich die Bauern auf freiwilliger Basis zu Kooperativen zusammenschließen.

Zur Zeit wohnen hier etwa 60 Familien und warten auf die Fertigstellung ihrer Häuser. Die *Campesino*-Familien wohnen zum Teil in den alten Gebäuden der Landarbeiter (Holzbaracken) und zum Teil in ehemaligen Lagerhallen, wo mit Hilfe von schwarzer Plastikfolie »Wohnungen« abgeteilt wurden. Im August haben sich die Familien zu einer Kredit- und Dienstleistungskooperative (CCS) zusammengeschlossen.

Die neue Siedlung nach dem »Plan techo« soll 100 »Häuser« umfassen. Die Häuser bestehen bisher jedoch nur aus Pfeilern und einem Zinkdach. Das sogenannte »Cerramiento« (Wände) kann von nicaraguanischen Stellen nicht finanziert werden, da hierfür keine Mittel vorhanden sind. In diesem *Asentamiento* fehlte die Infrastruktur vollkommen. Die nächste Schule ist 4 km entfernt in El Malecón, ebenso der Gesundheitsposten. In Zusammenarbeit mit MINVAH, INSSBI, Frente, MIDINRA, MED und anderen Organisationen und Institutionen wurden für 1985/86 folgende Prioritäten gesetzt:

Im November 1985 wurde mit dem Bau einer Schule (vier Klassenräume) sowie dem Bau einer Kinderküche begonnen. Die Bauarbeiten wurden Ende Januar 1986 abgeschlossen. Vorher mußte der Schulunterricht

provisorisch für die Kinder der 1. bis 4. Klasse in einem ehemaligen Stall durchgeführt werden. Die gleiche Räumlichkeit hatte auch für die Einrichtung einer Kinderküche mit einer warmen Mahlzeit pro Tag gedient.

Die Kosten der Schule belaufen sich auf 4.700 US-Dollar, die der Kinderküche auf 8.300 Dollar. Weitere Priorität bei der neuen Siedlung in Estancia Cora hatten die »Cerramientos«. Die bisher nur als Dachkonstruktion vorhandenen Häuser sollen einen Betonfußboden erhalten, der durch Bauarbeiter des MINVAH gebaut werden soll. Den *Campesino*-Familien, die die Häuser später bewohnen sollen, wird Holz in ausreichendem Maße zur Verfügung gestellt, damit sie die Wände errichten können. Die Kosten für dieses Projekt belaufen sich auf ca. 30.000,00 Dollar, wovon bisher 16.000,00 Dollar überwiesen wurden.

Als weitere mittelfristige Infrastrukturmaßnahme ist der Bau eines Wasserprojektes geplant, das die Bevölkerung mit sauberem Trinkwasser versorgen soll.

2. Las Praderas

Die Siedlung von Las Praderas liegt im Zentrum des Tales. Wo früher noch eine Wiese war, stehen heute 36 feste Häuser und 50 Dachkonstruktionen des »Plan techo«. Fast die ganze soziale und wirtschaftliche Infrastruktur der Zone soll hier angesiedelt werden: Nationale Entwicklungsbank, Läden für den Grundbedarf, Lagersilos, Büros von ENCAFE, MIDINRA und Erziehungsministerium, etc.

Die Familien der Kooperative »Castilblanco« sind die Überlebenden des Massakers von 1983. Inzwischen sind jedoch viele neue Flüchtlingsfamilien hinzugekommen, so daß heute die Kooperative 35 Mitglieder zählt. Hauptsächlich werden *granos básicos* (Mais und Bohnen), etwas Kaffee und Achote angebaut. Bei der Auflösung der UPE in Estancia Cora, erwarb die Kooperative 25 Stück Milchvieh, dessen Ertrag heute die Milchversorgung für die zahlreichen Kinder sicherstellt.

Die 36 »alten« Häuser sind inzwischen alle belegt. Unter den Zinkdächern mit Plastikfolie als Wände sind fast ein Dutzend neue Familien eingezogen – Flüchtlinge aus den Bergen, die einfach eines Morgens da sind mit ihren wenigen Habseligkeiten und froh sind ein Dach über dem Kopf zu haben.

Es entsteht langsam ein Dorf.

Die UNAG, noch provisorisch in einem *Modelo Básico* untergebracht, hat Ende des Jahres 1985 damit begonnen, das mit einer Spende von 16.000 Dollar finanzierte Ausbildungs- und Verwaltungszentrum zu errichten. Das Geld wurde im März 1985 überwiesen. Infolge der Inflation

ist jedoch klar, daß das Gebäude mit diesem Betrag nicht voll finanziert werden kann. Die UNAG hat bereits angedeutet, daß ein Nachtragshaushalt notwendig ist.

Bisher gingen die Kinder aus Las Praderas entweder in die Vorschule nach Asserio oder in die Hauptschule nach El Malecón. Infolge der Distanz (4 bzw. 6 km) war der Prozentsatz der Kinder, die nicht regelmäßig in die Schule gingen, sehr hoch. Auf Initiative einer im Tal tätigen Lehrbrigade wurde eine provisorische Schule in einem Haus des *Plan techo* errichtet. Im Juli 1985 wurde der erste Spatenstich für den Bau einer Schule mit sechs Klassenräumen gemacht. Inzwischen ist die Schule fertig und soll zu Beginn des neuen Schuljahres (März 1986) in Betrieb genommen werden. Die Kosten für den Bau der Schule betrugen ca. 15.400 Dollar. Dieser Betrag wurde an das Erziehungsministerium überwiesen.

Für die Bewohner der Siedlung wurden zunächst 32 Latrinen durch die deutschen Brigadisten gebaut. Leider sind in der Regenzeit einige vollgelaufen und dann das darüber errichtete Gebäude abgesackt. Inzwischen gibt es den Plan, ein neues Latrinenmodell zu bauen, das für die Gegend und das Klima geeigneter ist. Hierfür fehlt jedoch noch jegliche Finanzierung. In diesem Zusammenhang soll auch ein Entwässerungssystem gebaut werden, das verhindert, daß die Siedlung in der Regenzeit zu einem wahren Schlammloch wird. Kostenvoranschlag: 1.650 bzw. 12.375 US-Dollar.

Ebenso wie in Estancia Cora bestehen auch die 50 neuen Häuser in Las Praderas nur aus Dach und den stützenden Pfeilern. Zur Vervollständigung der Häuser ist ein Betrag von ca. 15.000 Dollar notwendig. Die Durchführung dieser Maßnahme hat absolute Priorität, da mit Beginn der Regenzeit, etwa im Mai 1986, das Bewohnen der Häuser ohne einen festen Fußboden und geschlossene Wände unmöglich wird.

3. Loma Alta

In der Siedlung von Loma Alta wurden mit deutscher Unterstützung 28 Häuser, Latrinen, sowie ein *Casa Comunal* (Gemeindehaus) gebaut. Für die Siedlung in Loma Alta war es dringend notwendig, die Kooperative mit ausreichend Wasser zu versorgen. Im Februar 1985 wurde mit dem Bau des Trinkwasserprojektes begonnen. Unterhalb der Siedlung befindet sich eine Quelle, die einen ausreichend hohen Wasserausstoß hat. Das Wasser wird in einem sogenannten Auffangbecken an der Quelle gesammelt, dann mit Hilfe einer Wasserpumpe hoch in die Siedlung gepumpt. Dort befindet sich ein *Deposito* (Wassertank) von dem aus Wasserleitungen in die Siedlung gehen. Das Projekt wird aus der BRD fi-

nanziert und in alleiniger Regie der deutschen Baubrigaden durchgeführt. Seine Vollendung steht kurz bevor.

Neben der alten Siedlung in Loma Alta wurden etwas unterhalb nach dem »*Plan techo*« 30 Häuser gebaut. Auch hier ist für das »*Cerramiento*« eine Finanzierung in Höhe von ca. 8.500 Dollar notwendig.

Die Kinder aus Loma Alta, Las Cruces und der anderen in der Gegend lebenden Bauern besuchten bisher die »Schule« in Loma Alta. Diese alte Schule bestand aus einem Klassenraum. Um die Schulsituation zu verbessern, insbesondere um die Möglichkeit zu schaffen, die verschiedenen Altersstufen in verschiedenen Räumen zu unterrichten, wurde eine Schule mit drei Klassenräumen gebaut. Die Kosten hierfür beliefen sich auf ca. 3.500 US-Dollar.

Perspektiven: Von der Notsituation zur integrierten Gesamtplanung

Die mittelfristige Planung für die Entwicklung des Tales von Pantasma wird voraussichtlich Ende 1986 abgeschlossen sein. Insbesondere das »*Cerramiento*« für die bereits erwähnten 180 Häuser, die Wasserversorgung in Las Praderas und Estancia Cora, sowie das Latrinen- und Entwässerungsprojekt. Darüber hinaus soll auch die ärztliche Versorgung der Zone verbessert werden. Zur Zeit stehen zwei Alternativen zur Wahl: entweder wird der bestehende Gesundheitsposten in El Malecón ausgebaut, renoviert und die Einrichtungen und Instrumente verbessert, oder es wird in Las Praderas ein weiterer Gesundheitsposten gebaut werden. Die endgültige Entscheidung hierüber ist noch nicht gefallen. Es ist jedoch abzusehen, daß die Kosten sich auf ca. 40.000 Dollar belaufen werden.

Die bisher durchgeführten und die noch durchzuführenden Projekte führen keinesfalls dazu, daß das Projekt von Pantasma zu einem sogenannten »Musterprojekt« der westdeutschen Solidaritätsbewegung wird. Die erwähnten Maßnahmen und Projekte dienen dazu, 250 Familien mit dem Lebensnotwendigsten zu versorgen.

Die langfristige Perspektive der Unterstützung der nicaraguanischen Revolution sieht die Erweiterung des Projektgebietes, das heißt über das Tal von Pantasma hinaus, vor. Es ist jedoch klar, daß die Unterstützung weiterhin in der Region VI bleiben wird. In Zusammenarbeit mit der Gesellschaft zur Förderung der Partnerschaft mit der Dritten Welt, GEPA, der Berliner Kaffeege nossenschaft, westdeutschen Solidaritätsgrup-

pen wie z. B. das ASK in Frankfurt und dem Informationsbüro Wuppertal soll langfristig ein sogenanntes integriertes Projekt durchgeführt und finanziert werden, das dazu beiträgt, nationale Ziele (Steigerung der Produktion und Verbesserung der Infrastruktur) zu unterstützen. Hierbei sollen insbesondere die Landarbeiter, Kooperativen aber auch Kleinbauern (insbesondere Kaffee- und Lebensmittelproduktion) berücksichtigt werden. Interessenten können beim Informationsbüro Nicaragua einen aktuellen Projektbericht anfordern.

Spenden bitte mit dem Stichwort »Pantasma-Region VI« an das Informationsbüro Nicaragua e.V., Konto-Nummer 976738 (BLZ 330 500 00) bei der Stadtsparkasse Wuppertal richten. Eine steuerabzugsfähige Spendenquittung wird auf Wunsch zugesandt. Bei Spenden bis 20,- DM gilt das Überweisungsformular.

Verwendete Abkürzungen

AMNLAE	Asociación de Mujeres Nicaragüenses »Luisa Amanda Espinoza« (Nicaraguanische Frauenorganisation)
CAD	Cooperativa Autodefensa (Selbstverteidigungskooperative)
CAS	Cooperativa Agrícola Sandinista (Sandinistische Produktionskooperative)
CCS	Cooperativa de Servicios y Créditos (Dienstleistungs- und Kreditkooperative)
ENABAS	Empresa Nicaragüense de Granos Básicos (Institut zur Versorgung mit Grundnahrungsmitteln)
ENCAFE	Empresa Nicaragüense de Café (Nicaraguanisches Kaffeeunternehmen)
EPS	Ejército Popular Sandinista (Sandinistisches Volksheer)
FSLN, Frente	Frente Sandinista de Liberación Nacional (Sandinistische Befreiungsfront)
INSSBI	Instituto Nicaragüense de Seguridad Social y de Bienestar (Nicaraguanisches Sozialversorgungsinstitut)
IRENA	Instituto de Recursos Naturales y del Ambiente (Nicaraguanische Umweltbehörde)
MINSA	Ministerio de Salud (Gesundheitsministerium)
MINVAH	Ministerio de Vivienda y Asentamientos Humanos (Wohnungsbauministerium)
MIDINRA	Ministerio de Desarrollo Agropecuario y de Reforma Agraria (Ministerium für Landwirtschaft und Agrarreform)
PROCAMPO	Instituto de Atención al Campesinado (Abteilung des Landwirtschaftsministeriums der technischen, finanziellen und materiellen Hilfe für die Bauern)
UNAG	Unión Nacional de Agricultores y Ganaderos (Vereinigung der Klein- und Mittelbauern)

Weiterführende Informationen des Informationsbüros Nicaragua e.V.

Zu Nicaragua allgemein:

Krisenregion Zentralamerika

Costa Rica – El Salvador – Guatemala – Honduras – Nicaragua
148 Seiten mit zahlreichen Fotos, Karten und Tabellen.
(Nahua-Taschenbuch, Band 10)

Bert Strebe

Fünf Jahre sandinistische Revolution in Nicaragua

Solidarische Zwischenbilanz
94 Seiten mit Basisdaten und 2 Karten.
(Die weiße Reihe)

Zur Agrarreform:

Joseph Collins u. a.

Nicaragua: Was hat sich durch die Revolution verändert?

Agrarreform und Ernährung im neuen Nicaragua
Mit einem Vorwort von Roshan Dhunjibhoy
XVI, 230 Seiten mit 15 Tabellen und 1 Karte.
(Nahua-Taschenbuch, Band 11)

Zum Kleinbauernverband:

Sandinismus und Arbeiterinteressen

Gewerkschaften und Kleinbauernverband in Nicaragua
56 Seiten.
(Die weiße Reihe)

Zu Arbeitsbrigaden:

Gemeinsam werden wir siegen!

Arbeitsbrigaden in Nicaragua
74 Seiten mit zahlreichen Fotos.
(Die weiße Reihe)

Zum Pantasma-Projekt:

Ahora más que nunca

Projekte im Pantasma-Tal
Broschüre, 28 Seiten.

Pantasma

Ein Projekt zur Unterstützung der Agrarreform
4seitiges Faltblatt.

Günther Weber

Agrarkooperativen im Kreuzfeuer der Contra

24 Dias mit Textheft zu den ersten Schritten der Agrarreform und den Überfällen auf Pantasma.

Wir bauen wieder auf, was die Contras zerstört!

50 Dias mit Textheft über die Kooperativen, die Agrarreform, Frauen, Wohnungsbau und Selbstverteidigung in Pantasma. (Autor: Brigadistinnen aus Pantasma.)

Zu den Umsiedlungen 1985/86:

4seitiges Informationsblatt.

Bezug aller Materialien und Preislisten:

Edition Nahua

Veröffentlichungen zu Mittelamerika GmbH

Hofaue 51

5600 Wuppertal 1

Telefon (02 02) 4 93 63 07

Adressen

Informationsbüro Nicaragua e. V.
Hofaue 51
5600 Wuppertal 1
Telefon (02 02) 493 63 07

Informationsstelle El Salvador e. V.
Hofaue 51
5600 Wuppertal 1
Telefon (02 02) 493 63 07

Informationsstelle Guatemala e. V.
Heerstraße 205
Oscar Romero Haus
5300 Bonn 1
Telefon (02 28) 63 45 52

Botschaft der Republik Nicaragua
Konstantinstraße 41
5300 Bonn 2
Telefon (02 28) 36 25 05 + 35 59 38

medico international e. V.
Hanauer Landstraße 147-149
6000 Frankfurt/M. 1
Telefon (0 69) 49 03 50

GEPA
Gesellschaft zur Förderung der Partnerschaft
mit der Dritten Welt mbH
Talstraße 20
5830 Schwelm
Telefon (023 36) 1 09 67

Berliner Kaffeegeossenschaft i. G.
c/o Ökotopia
Gneisenaustraße 2a
1000 Berlin 61
Telefon (030) 691 30 64

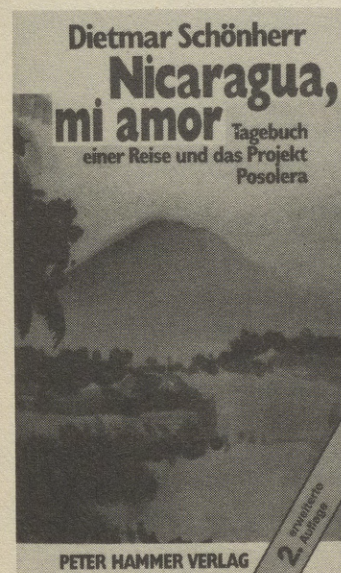


Jean Ziegler
Gegen die Ordnung der Welt
Befreiungsbewegungen in Afrika und
Lateinamerika
Peter Hammer Taschenbuch 28
352 Seiten, DM 24,80

Dieses engagiert geschriebene Buch gibt
einen Überblick und Einblick in die
Geschichte, Verlauf und Erfolg und Weiter-
entwicklung der Befreiungsbewegungen in
der Dritten Welt.

Julio Cortázar
Nicaragua, so gewaltsam zärtlich
Peter Hammer Taschenbuch 23
2. Auflage, 128 Seiten, DM 12,80

„Die Absicht Cortázars, „das Herz der Nicara-
guaner so nah wie möglich klopfen zu hören,
den Pulsschlag ihres Lebens zu fühlen;“ wird
in diesem Buch voll erfüllt.“ Plärrer



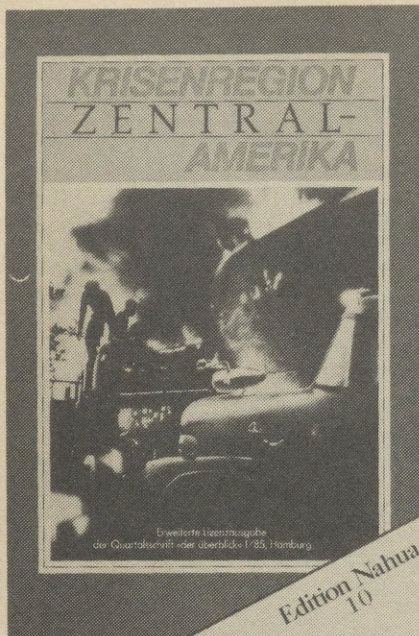
Dietmar Schönherr
Nicaragua, mi amor
Tagebuch einer Reise und das Projekt
Posolera
Peter Hammer Taschenbuch 32
2. erw. Auflage, 144 Seiten, DM 12,80

Schönherr's Buch bietet ein faszinierendes
Bild der Realität Nicaraguas und seines
kämpfenden Volkes, und er berichtet über
das Dorf „La Posolera“, ein Projekt konkreter
Solidarität.

Tomás Borge
Tagesanbruch gegen den Tod
Zu Krieg und Frieden in Nicaragua
Peter Hammer Taschenbuch 24

Dieses Buch enthält grundsätzliche Reden
und Aufsätze zu Fragen der Revolution
in Nicaragua.

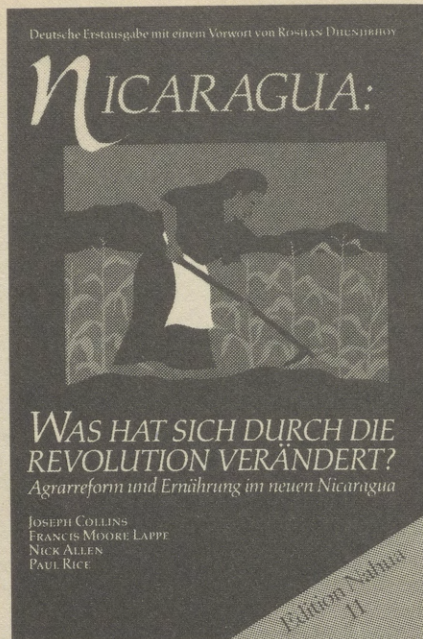
Peter Hammer Verlag
Föhrenstraße 33-35 · 5600 Wuppertal 2



Informationsbüro Nicaragua (Hrsg.)
Krisenregion Zentralamerika
 Costa Rica — El Salvador —
 Guatemala — Honduras — Nicaragua
 148 Seiten mit zahlr. Fotos, Tabellen
 und Karten. DM 16,00

Themenschwerpunkte:

- Länderüberblick ● Politik der USA
- Westdeutsche Entwicklungspolitik
- Militarisierung ● Menschenrechte
- und Ost-West-Konflikt ● Katholische Kirche im Konflikt ● Evangelische Kirchen zwischen Anpassung und Widerstand ● Kirchliche Entwicklungszusammenarbeit ● Die Conquista und ihre Folgen ● Landreform und Agrarpolitik ● Indianer — Völkermord oder Entkolonialisierung? ● Kirche und Miskitos ● Flüchtlinge ● Befreiungskampf in El Salvador ● Solidaritätsarbeit ● Projekte



Joseph Collins u.a.
Nicaragua: Was hat sich durch die Revolution verändert?
 Agrarreform und Ernährung im neuen Nicaragua

Mit einem Vorwort von Roshan Dhunjibhoy. 248 Seiten mit zahlr. Tabellen. DM 24,80.

„... Sogar Konservative tun gut daran, dieses Buch zu lesen. Denn es handelt von der wirklichen Poesie dieser Revolution ... von Korn und Fleisch und Bohnen. Es ist ein echtes Revolutionslied ... ein Lied von Brot und Butter.“

Roshan Dhunjibhoy

Edition Nahua
 Postfach 10 13 20
 5600 Wuppertal 1

DIE
WEISSE REIHE

Edition
Nahua

ÜBERSICHT:

BERT STREBE
FÜNF JAHRE SANDINISTISCHE REVOLUTION
IN NICARAGUA
SOLIDARISCHE ZWISCHENBILANZ

GEMEINSAM WERDEN WIR SIEGEN!
ARBEITSBRIGADEN IN NICARAGUA

SANDINISMUS UND ARBEITERINTERESSEN
GEWERKSCHAFTEN UND KLEINBAUERN-
VERBAND IN NICARAGUA

DIE FREIHEIT BEGINNT: NICARAGUA

DIE BUCHSTABEN DER REVOLUTION
ALPHABETISIERUNG IN NICARAGUA:
ERFAHRUNGEN

ALLE BROSCHÜREN ZWISCHEN ETWA 60 UND 96 SEITEN
MIT FOTOS, KARTEN UND BASISDATEN.
PREISE ZWISCHEN DM 3,00 UND DM 6,00

IN VORBEREITUNG:

EBERHARD LÖSCHCKE U.A.

» ... ABER ES BLEIBT KEINE WAHL«
NICARAGUANISCHE KIRCHEN IM KONFLIKT
(ARBEITSTITEL)

DIE REIHE WIRD FORTGESETZT
BITTE FORDERN SIE UNSER GESAMTVERZEICHNIS AN

Edition Nahua